



**KURT BREYSIG**

---

**DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT**

**ERSTER BAND**

**WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN**

**KURT BREYSIG**

---

**DIE ANFÄNGE DER MENSCHHEIT**

**URRASSEN**

**NORDASIATEN · AUSTRALIER**

**SÜDAMERIKANER**

**WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN**

**Erschienen 1936 bei M. & H. Marcus, Breslau**

---

**Druck von C. Schulze & Co., GmbH., Gräfenhainichen**

**IM NAMEN HERDERS SEI DIES WERK  
BEGONNEN**



# INHALT

## ERSTER TEIL ANFÄNGE DER MENSCHHEIT

### ERSTES BUCH: URRASSEN

<b>ERSTER ABSCHNITT: Zwergneger</b>	1—18
<b>Erstes Stück: Akka und Obongo</b>	1—11
Der Heerzug der Völker; gleiche Grundrichtung, verschiedene Geschwindigkeit; die am weitesten zurückgebliebenen Völker 1 — Unvollständigkeit des heutigen Aufbaus der Schlachtordnung 2 — Frühe Nachrichten von den afrikanischen Zwergen; Wohnsitz, Leibesbeschaffenheit 3 — Horde, Sonderfamilie 4 — Keine eigene Sprache, keine bildende Kunst 5 — Keine Feuerbereitung; kein Glauben 6 — Siedlerschaftsstaaten und Geschlechterstaaten 7 — Verfassung der Zwergneger 8 — Wirtschaft 9 — Seelische Eigenschaften 10 <sup>1</sup> .	
<b>Zweites Stück: Bambuti</b>	11—18
Neuere Forschungen 11 — Feuerraubsage; Totemverband 12 — Das Geschlecht als wirtschaftliche Einheit; Vaterfolge 13 — Frauentausch; Häuptlingschaft 14 — Anstreben einer Großgeschlechtshäuptlingschaft; Versuch eines Übergangs zum Ackerbau 15 — Glaubensbegriffe; Geheimbünde 16 — Verhältnis zur Zahl; Tanzkunst; früheste Erwähnung um 2625 v. Chr. 17.	
<b>ZWEITER ABSCHNITT: Wedda</b>	18—33
<b>Erstes Stück: Körperbeschaffenheit und Gesellschaftsordnung</b>	18—25
Blutsverwandtschaft der afrikanischen und der asiatischen Kleinwüchsigen; Körpermaße 18 — Schädelinhalt; klimatische Bedingungen 19 — Gesittung; kein Geschlechterbau 20 — Sonderfamilie 21 — Feste Sitze, Wahrung der Grenzen 22 — Frühe Erwähnung eines höheren Gesellschaftszustandes der Wedda 23 — Sammel- und Jägerwirtschaft; voreisenzeitliches Gerät; keinerlei Gewerbe; kein Kochen, aber Kenntnis der Feuererzeugung 24.	
<b>Zweites Stück: Seelische Gesittung</b>	25—33
Friedsame Gemütsart 25 — Keinerlei Drang zu Veränderung der Lebensweise; kein Fest 26 — Keine Leichenbestattung; Seelenglauben, Seelenopfer für den Verstorbenen 27 — Kein Totenland; Herr der Toten; Seher; Besessenheit als Kraft 28 — Totenmahl; Glaubensbeeinflussungen 29 — Wedda und Singhalesen; ein oberer Geist 30 — Versagen in allem Verstandestun; Gebärdensprache 31 — Sprache; Gesänge 32 — Zufriedenheit 33.	

<sup>1</sup>) Für den Grundplan und den Aufbau des ganzen Werkes sind die in der Schrift: *Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte* (1. Aufl. 1905, 2. Aufl. 1927) gegebenen Richtlinien maßgebend.

**DRITTER ABSCHNITT: Die Semang von Malakka** 33—40

Stammesgruppen 33 — Leibesbeschaffenheit; Familienbau 34 — Seelen-  
 zartheit; Wirtschaft 35 — Verfassung; Sittenregeln 36 — Verhältnis zum  
 Tier 37 — Der Seher als Tier vorgestellt; Blumengeisterkulte 38 — Ge-  
 sänge der Blumengeister; Sprache 39 — Heiterkeit 40.

**VIERTER ABSCHNITT: Kubu** 41—49

Wohnsitze 41 — Heimatliebe; Järgeschicklichkeit 42 — Unzulängliche  
 Nahrungsbeschaffung; Friedfertigkeit; Sonderfamilie 43 — Keine weiteren  
 Blutsverbände, kein Häuptlingtum 44 — Kein Glauben 45 — Keine Seelen-  
 vorstellung 46 — Krankenheilung durch Beschwörung; Heiltänze 47 — Keine  
 Feste; Gesänge; keine eigene Sprache 48.

**ZWEITES BUCH: NORDASIATEN****ERSTER ABSCHNITT: Die Tschuktschen** 50—89**Erstes Stück: Wirtschaft und Familienverfassung** 50—57

Siedlerschaftsverfassung; Körperbau 50 — Wohnsitze; Küsten- und  
 Inlandschuktschen; Nachklänge früherer Zeiten 51 — Meertierfang; Jagd;  
 Renttierherden; Sonderfamilie und Siedlerschaft 52 — Stellung der Frau 53  
 — Brautwerbung 54 — Eheschließung; Ehegruppen 55 — Kein Inzucht-  
 verbot 56 — Bluträcherverbände 57.

**Zweites Stück: Die Helligtümer des Hauses und des Glaubens** 57—61

Das Herdfeuer und die Feuergeräte 57 — Feuerhölzer, Amulette, Trom-  
 meln 58 — Entwicklungsschichten des Geisterglaubens 59 — Gute und  
 böse Geister 60.

**Drittes Stück: Überwirklichkeiten** 61—68

Vorstellung vom Tier; Opfer 61 — Hausgeister, Familiengeister; Seher-  
 tum 62 — Geschlechtsumkehrung 63 — Hilfsgeister des Sehers 64 — Seelen-  
 beschaffenheit des Sehers 65 — Zauber 66 — Zauberformeln; Verhältnis  
 zu den Toten 67 — Tabuvorstellungen 68.

**Viertes Stück: Handel und Verfassung** 68—74

Renntier und Hund als Nutztiere; Tauschhandel 68 — Dorfgemein-  
 schaften; Ansatz zum Häuptlingtum 69 — Lagerverbände; Vorrang des  
 Reichsten 70 — Keine Sklaverei; Kriegführung; Unabhängigkeitskämpfe 71  
 — Gebietserweiterung; Recht; Blutrache und Wergeld 72 — Erbgebräuche;  
 Tierquälerei ein todeswürdiges Verbrechen; Reizbarkeit; Neigung zum  
 Selbstmord 73 — Totenverbrennung; Totenreich; Nahrung und Rausch-  
 mittel 74.

**Fünftes Stück: Die Sprache** 74—85

Sprachzugehörigkeit; Musikalität der Sprache 75 — Klanggesetze der  
 Sprache 76 — Aufbau; Verflechtung von Sinn- und Klangelementen 77  
 — Beugung; Fälle 78 — Fürwörter; Satzaussage 79 — Zeitwörter 80 —  
 Zahlenaufbau; Ausrufe; Reichtum der Sprache 81 — Sprache als Schöp-  
 fung 82 — Das Geschehen der Sprachentstehung; frühe Vollendung 83 —  
 Verstandesmäßigkeiten und Gewachsenheiten der Sprache 84.

**Sechstes Stück: Kunst und Wissen** 85—89

Schmückende Kunst 85 — Zelt; Gerät; Gesang; Tänze; Dichtung 86 —  
 Erd- und Himmelskunde; Zählen 87 — Heilkunst; Werkzeugkunst 88 —  
 Seelenzartheit und Sinnenfeinheit 89.

<b>ZWEITER ABSCHNITT: Die Tungusen</b>	90—112
<b>Erstes Stück: Wirtschaft und Geselligkeit</b>	90—95
Weite des Gebiets; Lebensbeziehung zum Tier 90 — Tiger und Bär 91 — Renttierzucht 92 — Jagd; Sinn für Schönheit und Echtheit 93 — Geselligkeitsbedürfnis; Wettspiele; Höflichkeitsregeln 94.	
<b>Zweites Stück: Familie und Geschlecht</b>	95—104
Verhalten der Geschlechter zueinander 95 — Die Sonderfamilie als Wirtschaftseinheit; keine Gütererzeugung über den persönlichen Bedarf hinaus 96 — Einehe; Frauenkauf 97 — Geschlechterverfassung; Vaterfolge; Spuren früherer Mutterfolge 98 — Sitte des jahrelangen Dienens um eine Frau bei deren Vater; frühe Formen des Baus der menschlichen Gesellschaft 99 — Ausheiratsgebot; geringe Ausbildung staatlicher Einrichtungen 100 — Das Geschlecht als höhere Einheit; Geschlechtshäuptlinge, Geschlechtsversammlung 101 — Strafgewalt des Geschlechts 102 — Rat der Alten; das Geschlecht der Träger des staatlichen Lebens; Vergleich mit Geschlechterstaaten anderer Rassen 103 — Geringe staatsbildende Kraft 104.	
<b>Drittes Stück: Sprache und Glauben</b>	104—112
Reichtum der Sprache 104 — Dingwörter, Eigenschaftswörter, Zahlwörter 105 — Fürwörter, Zeitwörter 106 — Liedkunst 107 — Fetische, Ahnengeisterverehrung 108 — Schamanentum; heiliger Rausch 109 — Unpersönliche oberste Gewalt, keine Gottesgestalt 110 — Der Weg der Glaubensentwicklung 111 — Hoffnung auf eine Wiederkehr in das südlichere Ausgangsland 112.	

## DRITTES BUCH: AUSTRALIER

### Erste Hälfte: FESTLÄNDER

#### Erster Hauptabschnitt: DAS HANDELNDE LEBEN

<b>ERSTER ABSCHNITT: Das Land</b>	113—116
Der Erdteil Australien 113 — Bewässerung 114 — Wasserarmut 115.	
<b>ZWEITER ABSCHNITT: Der Stammbaum der Bauformen des australischen Geschlechterstaats</b>	116—158
<b>Erstes Hauptstück: Horde, Doppelhorde und Bruderschaft</b>	116—127
<b>Erstes Stück: Die menscheitgeschichtliche Bedeutung des australischen Geschlechterbaus</b>	116—118
Fülle der Einzelformen 116 — Auffassung der Einzelformen als das Nacheinander einer Entwicklung 117 — Gestaltende Kräfte 118.	
<b>Zweites Stück: Ursprung und Anfänge des Geschlechterbaus</b>	118—120
Stammbaumgleichnis 118 — Kein Nachweis wirklicher Übertragung 119 — Die Horde als Ausgangsform; Bruderschaften oder Sonderfamilie das frühere Gebilde? 120.	
<b>Drittes Stück: Die Bruderschaft und das Inzuchtverbot</b>	121—124
Das Inzuchtverbot 121 — Frühe Formen des Familienrechts; Annahme einer absichtlichen Hordenteilung 122 — Abweichende Auffassung 123 — Ein <i>ver sacrum</i> ? 124.	
<b>Viertes Stück: Die Bildung der Doppelhorde als Keimgeschehen der Entwicklung zum Staat</b>	124—127
Annahme einer Symbiose 124 — Frauenraub als Grundgeschehen; Arbeits-	

unterstellungen 125 — Entwicklungsreihe von der Horde bis zum Staat 126 — Leibestriebe als bewegende Kraft 127.	
<b>Zweites Hauptstück: Heiratsbünde und Geschlechter</b>	128—144
<b>Erstes Stück: Hordentellung und Geschwisterehe</b>	128—130
Mutterfolge; Tauschverkehr der Bruderschaften 128 — Unbewußtheit der Antriebe früher Entwicklungen 129 — Der Irrtum der Zweckunterstellung; kein Begriff von der Verwerflichkeit der Geschwisterehe 130.	
<b>Zweites Stück: Altersklassen und Heiratsbünde</b>	130—133
Vergleich mit nordamerikanischen Ordnungen; Ursprung der Alters- klassen 131 — Altersklassen und Heiratsbünde 132 — Die Entstehung der Bruderschaften 133.	
<b>Drittes Stück: Die Umgestaltung der Altersklassen zu Geschlechts- verkehrsverbänden</b>	133—136
Das Bruder-Schwester- und das Eltern-Kinder-Verhältnis und das Aus- heiratsgebot 134 — Sittlicher Fortschritt der ersten Einschränkungen des Mischverkehrs 135 — Der Heiratsbund als Vorform des Geschlechts 136.	
<b>Viertes Stück: Kinderübergang und Heiratsbünde</b>	137—140
Unterteilung der Bruderschaften 137 — Kinderübergang; Wort-Bild 138 — Absichtslosigkeit der neuen Gestaltung 139.	
<b>Fünftes Stück: Verlöbnisgruppen und Geschlechter als letzte Aus- formungen der Gruppenehe</b>	140—144
Das Verlöbnis als Gruppenehenform 140 — Entstehungszeitpunkt von Verlöbnisgruppen und Geschlechtern 141 — Vergleich mit nordamerika- nischen Ordnungen 142 — Entstehung des Geschlechts vor der Sonder- familie 143 — Mutterfolge und Geschlecht 144.	
<b>Drittes Hauptstück: Der heutige Zustand</b>	144—158
<b>Erstes Stück: Gruppenehe und Sonderfamilie</b>	144—148
Begründung der Sonderfamilie 145 — Die Ausgliederung des Gemein- wesens; Anteil der Frauen 146 — Erste Auferlegung von Einschränkungen 147 — Siege der Frau 148.	
<b>Zweites Stück: Nebenformen des Familienbaus</b>	148—154
Überreste von Gruppenehe: die Pirrauruehe der Dieri 149 — Formen des Wachstums und Formen der Reife 150 — Die Ordnungen der Aranda 151 — Formen der Verwitterung; Verörtlichung der Verbände 152 — Vaterfolge; der Personalverband nicht mehr einzige gesellschaftliche Bin- dung; Vergleich mit keltischen Geschlechterverfassungen 153.	
<b>Drittes Stück: Letzte Umwälzungen</b>	154—158
Verbindung mit dem Boden 154 — Gaubezirke statt Heiratsbünde; Fortschreiten zum Gebietsstaat 155 — Die Siedlerschaft als Träger der Gemeinschaft; Bedeutung der frühesten Gesellschaftsformen 156 — Ge- schichtliche Leistung 157 — Begrenztheit der gemeinschaftsbildenden Kraft 158.	
<b>DRITTER ABSCHNITT: Seelische Sitten</b>	158—180
<b>Erstes Stück: Seelische Gehalte der Bauformen des Geschlechterstaats</b>	158—161
Formensinn des Urzeitmenschen 158 — Größe des auferlegten Ver- zichts; Härte der Gesetzgebung 159 — Hinwendung zur seelisch-sinnlichen Beziehung 160.	

<b>Zweites Stück: Das innere Leben der Familie</b>	161—167
Hordenspuren 161 — Unregelmäßigkeiten des Geschlechtslebens; Knabenliebe 162 — Feste der Ausschweifung 163 — Unmäßigkeit 164 — Das Verhalten in der Familie 165 — Verhältnis zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern 166.	
<b>Drittes Stück: Gemüt und Gebärde</b>	167—177
Kindestötung; Menschenfresserei 167 — Verzehrung des Leichnams nächster Angehöriger 168 — Anhänglichkeit an die Verstorbenen; die Totenhand als Amulett und Orakel 169 — Trauerbräuche; Heiterkeit, Freundlichkeit im Umgang 170 — Feste 171 — Feste als Lebensgestaltung und Lebenssteigerung 172 — Initiationsfeiern 173 — Sinn der Bräuche 174 — Verlauf der Feier 175 — Einweihung in die Männerbräuche; körperliche Eingriffe 176.	
<b>Viertes Stück: Persönlichkeit</b>	177—180
Häuptlinge 177 — Neuerer 178 — Hervorragenden Einzelner in Tätigkeiten und Fähigkeiten; Ruhm 179 — Festleiter; Zauberer; Seher 180.	
<b>VIERTER ABSCHNITT: Staat und Wirtschaft</b>	180—194
<b>Erstes Stück: Verfassung und Kriegführung</b>	180—186
Geringfügigkeit der staatlichen Einrichtungen der Australier 180 — Geschlechtshäuptlingschaft erblich 181 — Rat der Alten; Rechtsanteil des Geschlechts am Gebiet der Völkerschaft 182 — Völkerschaftsgrenzen; Jalina-Piramurana 183 — Geschlechts-, nicht Völkerschaftsfeinden 184 — Werbung von Bundesgenossen; Verlauf des Kriegszuges 185.	
<b>Zweites Stück: Das Recht</b>	186—190
Krieg und Recht; Strafrecht des Einzelnen 186 — Strafrecht der Gemeinschaft; Vergehen gegen die Kultgebräuche 187 — Vergehen gegen die Geschlechtsverkehrsvorschriften; Beginn einer Rechtsprechung 188 — Auszug des Bluträchers 189.	
<b>Drittes Stück: Wirtschaft</b>	190—194
Geringer Anteil der Wirtschaft am Insgesamt von Lebensbetätigung und Leistung 190 — Jäger und Sammler; Urzeitkommunismus 191 — Pflanzenkost; Beutezüge um Rauschgift 192 — Entnahme von Ocker und Sandstein von weither; Tauschhandel; Sühnetausch 193 — Tauschfreundschaften 194.	
<b>Zweiter Hauptabschnitt: DAS GEISTIGE LEBEN</b>	
<b>ERSTER ABSCHNITT: Der Glauben</b>	194—224
<b>Erstes Stück: Der heilige Bund mit dem Tier</b>	194—203
Heiliger Dienst und heilige Sage 194 — Tierdienste 195 — Das Känguruhfest des Arageschlechts der Aranda 196 — Sinn der Begehung 197 — Nachahmung des Tieres, Nähe zum Tier 198 — Darstellung des Alcheringavorfahren; Versuch einer Bewirkung des Lebens für das verehrte Tier, nicht für den Menschen 199 — Keine Verehrung eines Tiergeistes, sondern des Tiergeschlechts selbst 200 — Liebe zum Tier 201 — Nähe zum Allseelenglauben 202 — Das Aufspießen des Glaubens 203.	
<b>Zweites Stück: Heilige Vorzeit</b>	203—215
Alcheringawesen 204 — Der Himmelsgeist Altjira; Flutsagen; Umschaffung der frühen, mißgestalteten Menschen 205 — Monddienste, Feuertdienste; Vorzeitfrauen 206 — Keine Götter; Heilbringerzüge einzelner Alcheringawesen; Mangar-Kunjer-Kunja 207 — Andere Heilbringergestalten 208 — Andere Heilbringergestalten und -taten; Vergleich mit nordamerika-	

nischen Glaubensgestalten 209 — Die Grenzen des glaubengestaltenden Vermögens und die Grenzen der persönlichkeits- und staatsbildenden Kraft 210 — Angebliche Gottesgestalten 211 — Setzung einer frühesten Eingottesgestalt im Widerspruch zum Wachstumsgang der Glaubensformen 212 — Die Gestalt des Altjira und die Alcheringa-Mitjina 214 — Das Zeitalter der Alcheringawesen 215.	
<b>Drittes Stück: Hellige Empfängnis</b>	215—218
Der Begriff Glauben 215 — Stolze Ununterwürfigkeit der australischen Glaubensvorstellungen; der Tjurungaglauben 216 — Ratapa-Befruchtung 217.	
<b>Viertes Stück: Geister und Zauberer</b>	218—224
Glaubensgebilde als Lebensspiegelung 218 — Naturkraftsagen 219 — Böse Geister, gute Totengeister 220 — Zauber und Zauberingst 221 — Eignung und Erziehung zum Seher; Regenmacher 222 — Keine Sittenvorschriften auf Sätze des Glaubens begründet 223 — Sittengebote 224.	
<b>ZWEITER ABSCHNITT: Sprache</b>	225—235
<b>Erstes Stück: Gebärdensprache</b>	225—233
Die Zeichensprache als Vorläufer der Sprache 225 — Fortbestehen der Gebärdensprache 226 — Vielfältigkeit der Zeichen 227 — Ausdrucksmöglichkeiten 228 — Nachahmung und Freude am Nachahmen 229 — Die Fehlerquelle der Zweckerklärung für früheste menschliche Entwicklungen 230 — Bezeichnung von Gegenständen durch Handlungen als Ausdrucksbilder in der Gebärdensprache 231 — Beibehaltung der Handlung als Ausdrucksbild in der Wortsprache 232.	
<b>Zweites Stück: Die Sprache der Kamilaroi</b>	233—235
Schnelligkeit der Sprachentwicklung 233 — Formenlehre und Satzbau 234 — Nähe an unseren Sprachen 235.	
<b>DRITTER ABSCHNITT: Dichtkunst</b>	235—244
Schauspiel und Leben 236 — Tanzspiel der Arandafrauen 237 — Form und Handlung des Spiels 238 — Bacchanal als Schluß 240 — Liedspiel und Erzählung 241 — Die Geschichte von Bundoola 242 — Tonweisen; Tonwerkzeuge; Tänze 243.	
<b>VIERTER ABSCHNITT: Wissen</b>	244—249
Vorstellungen vom eigenen Leibe; von Erde und Himmelskörpern 244 — Kalenderteilungen, Tageszeitennamen 245 — Begriffe 246 — Zahlwörter 247 — Ansätze zu geschichtlicher Überlieferung 248.	
<b>FÜNFTER ABSCHNITT: Heilkunde</b>	249—251
Zauberheilkunde; Tod durch Zauber bewirkt 249 — Arzneikunde; Gesundheitszustand 250.	
<b>SECHSTER ABSCHNITT: Werkzeug</b>	251—254
Steinzeitwerkzeuge 251 — Technik der Jagd; Bootsbau 252 — Feuererzeugung, Nahrungszubereitung, Hausgerät 253.	
<b>SIEBENTER ABSCHNITT: Kunst</b>	254—259
Spielende Auszierung von Gerät und Feier 254 — Bodenzeichnungen 255 — Tjurungas; Felszeichnungen 256 — Gerätschmuck; Masken 257 — Ausschmückung des eigenen Leibes; Regenzauberwerkzeuge 258.	

## Zweite Hälfte: INSELLÄNDER

- Erstes Stück: Die Zahlensprache ohne Zahlen auf Muralung** 260—264  
Die Bevölkerung der australischen Inseln 260 — Klima; Urbevölkerung 261  
— Eine Zahl-Zeichensprache 262 — Zeichensprache vor der Wortsprache 263.
- Zweites Stück: Die Palasprache von Neu-Mecklenburg** 264—268  
Dingwörter 264 — Wortverbindung 265 — Zahlen 266 — Zeitwörter 267.
- Drittes Stück: Häuptlingtum und Geldwesen der Buinleute von Bougainville** 268—272  
Verflechtung von staatlichem und wirtschaftlichem Zustand 268 —  
Anfänge des Geldwesens; Schuldner und Gläubiger 269 — Beschränkte Ver-  
wendung des Geldes; Staatsgewalt als Voraussetzung des Geldwesens 270  
— Pflanzenbau 271.
- Viertes Stück: Die Dichtkunst von Bougainville** 272—279  
Frühe Lyrik 272 — Liebesbegebnisse 274 — Frauen als Dichterinnen  
275 — Fest- und Triumphlieder; Sagen 276 — Erzählung 277 — Liebes-  
paar und Menschenfresserin 278.
- Fünftes Stück: Gesellschaft und Glauben von Neu-Guinea** 279—283  
Verwandtschaft der Fest- und der Inselländer 279 — Mutterfolge; In-  
zuchtverbot 280 — Recht 281 — Ahnenverehrung; Fetischglauben 282 —  
Totenglauben 283.
- Sechstes Stück: Inselländische Kunst** 283—290  
Ahnenbilder 284 — Masken 285 — Kreideplastik; Totenschädel 286 —  
Kopfschmuck; Tanzmasken 287 — Drang zum Widerwärtigen und Wider-  
natürlichen 288 — Boote, Signaltrommeln 289.
- Siebentes Stück: Völkerleben und Völkermord auf Tasmania** 290—294  
Gesittungstiefstand 290 — Feuerbringersage; Brautraub 291 — Keine  
Kleidung; Stützfuß 293 — Die Ausrottung der Tasmanier 294

## VIERTES BUCH: SÜDAMERIKANER

- ERSTER ABSCHNITT: Feuerländer** 295—324
- Erstes Stück: Land und Leute** 295—302  
Die Landschaft 295 — Boden, Klima 296 — Tierwelt; Völkergruppen  
297 — Körperbeschaffenheit 298 — Leibesschönheit, Leibeskultur 299 —  
Schönheitsideal 300 — Bemalung 301.
- Zweites Stück: Wirtschaft und Familie** 302—307  
Dürftigkeit der Lebensbedingungen; Jagd 302 — Hundezüchtung; Eigen-  
tum; Armut an Festen 303 — Freundschaften; kleinste staatliche Lebensver-  
bände 304 — Wandertrupps; Sonderfamilie 305 — Ehe; Liebe 306 — Stel-  
lung der Frau 307.
- Drittes Stück: Spuren von Frauenherrschaft** 307—313  
Spuren von Hordenverfassung 307 — Männertanz, Männerzeremonien  
308 — Sage von ehemaligen Frauenfesten 309 — Einweihung der Jüng-  
linge; Geisterdarstellungen 310 — Geselligkeit 311 — Keimendes Recht;  
Rache und Fehde 312 — Kriegführung 313.
- Viertes Stück: Geist und Glauben** 314—317  
Böse Geister; ein höherer Geist 314 — Heilbringer- und Flutsagen 315 —  
Die Sage von Kenos 316 — Totenseelen; Seher 317.

<b>Fünftes Stück: Kunst und Wissen</b>	318—325
Zierkunst 318 — Sprache 319 — Begriffe; Zahlen; Pflanzenkunde 320 — Geringer Gesichtssinn; Heilkunde; Werkzeug 321 — Feuerbereitung; Geräte, Waffen und Boote 322 — Erzählende Kunst; Musik 323 — Keine Musikinstrumente; Gefühlsgehalte der Lieder 324.	
<b>ZWEITER ABSCHNITT: Patagonier</b>	325—358
<b>Erstes Hauptstück: Gesellschaft</b>	325—341
<b>Erstes Stück: Land und Leute, Wirtschaft, Familie, Geselligkeit</b>	325—334
Der Raum der patagonischen Völkerschaften 326 — Leibesbeschaffenheit 328 — Nahrungs- und Genußmittel; Jagd; Gemeinwirtschaft 329 — Gewerbe 330 — Stellung der Frau 331 — Vielehe 332 — Bestattungsbräuche; Besuche 333 — Spielleidenschaft 334.	
<b>Zweites Stück: Verfassung, Klassen, Recht, Kriegs- und Staatskunst</b>	334—341
Starkes Häuptlingtum; der Kazike 335 — Staatszusammenhang; Völkerschaften 336 — Klassenbildung; Bünde 337 — Botenzeremoniell; Begegnungen 338 — Waffen; Kriegführung 339 — Kampfmusik; Schlachtordnung; Einzelkampf 340 — Siegesfeiern 341.	
<b>Zweites Hauptstück: Das geistige Leben</b>	341—358
<b>Erstes Stück: Der Glauben</b>	341—350
Heilbringergestalten 341 — Herr der Toten, Wanderer; böse Gegengeister 342 — Gebet, Feste, Opfer 343 — Stammvatergeist 344 — Tierglaubenreste 345 — Zauberei 346 — Beschwörung durch den Seher 347 — Sehertum; Totenland 348 — Verhalten gegenüber den Toten; Geister und Himmelskörper 349 — Ortsgeister unterirdischen Aufenthalts 350.	
<b>Zweites Stück: Kunst, Dichtung und Tanz</b>	350—355
Schmückende Kunst 350 — Schmiedekunst; Farbwerte 352 — Beredsamkeit; Gesangskunst 353 — Einheit von Lied, Tanz und Leben 354.	
<b>Drittes Stück: Sprache, Wissen, Heilkunde</b>	355—358
Zusammengesetztheit der Sprache 355 — Formen der Sprache; Zahlen 356 — Zeitrechnung; Arzneien; Beschwörungen 357 — Ärztliches Wissen 358.	
<b>DRITTER ABSCHNITT: Südostamerikaner</b>	359—419
<b>Erstes Hauptstück: Gesellschaft</b>	359—387
<b>Erstes Stück: Wirtschaft und Sitten</b>	359—368
Jagd, Fischerei, Feldbau 359 — Ackerbau als Ergänzung der Jagd 360 — Berufsteilung der Geschlechter; Tauschhandel 361 — Gemeinbesitz am Boden; Friedliebende und Kriegervölkerschaften 362 — Menschenfresser; Sittenschilderung 363 — Unstetheit; Unabhängigkeitsdrang; Totenfeiern 364 — Männerkindbett 365 — Flötenhäuser; Männerfeste 366 — Nacktheit 367 — Knabenliebe; Ausschweifungen 368.	
<b>Zweites Stück: Familie, Verfassung, Klassen und Recht</b>	369—379
Mutterfolge, Inzuchtverbot 369 — Sonderfamilie; Vielweiberei; Feldbau als Tat der Frau 370 — Flötenhäuser 371 — Gruppenehespuren; kleinste Siedlerschaften 372 — Häuptlinge; Völkerschaften 373 — Ehemalige Staatsverhältnisse 374 — Heutige Staatsverhältnisse 375 — Spuren von Altersklassen 376 — Ständelosigkeit als Regel; Adelskeime; Sklaven; Strafrecht 377 — Blutrache; Bestrafung des Ehebruchs 378 — Eigentum; Grenzen; Verträge 279.	

<b>Drittes Stück: Kriegsfahrten und Wanderungen</b>	<b>379—387</b>
Wanderung als auswärtiges Verhalten eines Volkes 379 — Kriegführung der Karaiiben 380 — Eroberungen; frühe Sitze der Karaiiben 381 — Stammeszusammenhalt gegen äußere Feinde; Kriege und Fahrten der Tupi 383 — Stammesverschiebungen 384 — Völkerwanderung; Spuren höherer Kulturen 385 — Kämpfe mit den Europäern 386 — Zersplitterung 387.	
<b>Zweites Hauptstück: Geist</b>	<b>388—419</b>
<b>Erstes Stück: Glauben</b>	<b>388—395</b>
Traum, Schatten, Tod 388 — Verwandlungsfähigkeit; Heilbringergestalten 389 — Die Sage von Keri und Kame 390 — Die Namen Keri und Kame Himmelskörpernamen 391 — Tierverwandtschaft von Keri und Kame; andere Heilbringer 392 — Die Doppeltheit des Ichs 393 — Die Entdeckung der Seele 394.	
<b>Zweites Stück: Sprache</b>	<b>395—401</b>
Verwandtschaft der amerikanischen Sprachen untereinander 395 — Sprache der Karaiiben 396 — Sprache der Nu-Aruak 397 — Sprache der Tupi 398 — Sprache der Bakairi 399 — Zahlbegriffe 400.	
<b>Drittes Stück: Werkzeug und Kunst</b>	<b>401—406</b>
Werkzeugkunst der Bakairi; erste Feuererzeugung 401 — Waffen; Boote; kein neues Werkzeug bei Einführung der Feldbestellung 402 — Töpferei 403 — Liebe zum Fest; das Flötenhaus 404 — Einheit von Tanz und Gesang; Masken; Lieder 405.	
<b>Viertes Stück: Wissen</b>	<b>406—412</b>
Naturerklärung durch Sagen, nicht durch Regel 406 — Sternkunde 407 — Tierbeobachtung 408 — Sage und Geschichte 409 — Fragen nach der Entstehung der Dinge 410 — Zahlbegriffe 411 — Gespräche 412.	
<b>Fünftes Stück: Heilkunst und Seherium</b>	<b>412—419</b>
Arzneikunde 412 — Unterscheiden von Gutem und Schädlichem 413 — Leibeskunde; Krankheiten und Heilmittel 414 — Beschwörungen 415 — Der Arzt als Herrscher über Leib und Seele 416 — Arzt und Zauberer 417 — Der Arzt als Förderer der Gemeinschaft und als Wegbereiter der Persönlichkeit 418.	

## ANHÄNGE

<b>ERSTER ANHANG: GLEICHLÄUFIGKEITEN UND BESONDERHEITEN DER VÖLKERGESCHICHTEN</b>	<b>423—432</b>
Die Einheitlichkeit des Grundgeschehens in aller Geschichte 423 — Maß der Verschiedenheiten 424 — Beharrungskraft 425 — Vermehrung und Verringerung der Verschiedenheiten 426 — Veränderung und Beharrung 427 — Auslese; Wettbewerb 428 — Unterschiedenheit der Geschichtseinheiten 429 — Bedingungen; Zufall 430 — Die Stufenalter als Ausleseergebnis 431.	
<b>ZWEITER ANHANG: ENTWICKELNDE UND BESCHREIBENDE GESCHICHTSFORSCHUNG IM VERHÄLTNIS ZUR URZEIT</b>	<b>433—436</b>
Forschungsmethoden der Urzeitgeschichte 433 — Bastian; die historische Forschungsweise 434 — Eigenwertige Entwicklungsverläufe 435.	
<b>DRITTER ANHANG: SEELENKUNDE DER SPRACHE</b>	<b>437—440</b>
Byrne; Grundbegriffe; seelenkundliche Schlußfolgerungen 437 — Denkbewegungen und Sprachaufbau 438 — Lebenseinflüsse und Sprache 439.	



## ERSTES BUCH.

### URRASSEN.

#### Erster Abschnitt.

#### Zwergneger.

#### Erstes Stück.

#### Akka und Obongo.

Das Schreiten der Menschheit auf ihrem Wege durch den Raum der Zeiten ist zu vergleichen dem Zuge eines ungeheueren Heeres durch eine unermeßlich weite Ebene, eines Heeres aber, das sich nicht wie eine Säule in langen Gliederreihen, sondern als eine Schlachtordnung in unendlicher Breite vorwärts bewegt. Die einzelnen Trupps sind die Völker, die Stämme, die Völkerschaften und noch die Siedlerschaften, soweit sie als unabhängige Einheiten ihres Weges ziehen. So weit müßte die Ebene sein, daß jede Einheit, die eigenwillig vorwärts ginge, weiten Spielraum hätte, sich nach Willkür und Wahl zur Rechten oder zur Linken zu wenden, so daß ihre Bahn ihr, oft vielleicht mäandrisch gewunden, allein eigentümlich ist.

Nur die Grundrichtung, in der sich die Schlachtordnung vorwärtsbewegt, ist für alle Stammeinheiten die gleiche. Ungleich aber, und zwar im höchsten Maße, ist die Geschwindigkeit, in der sie fortschreiten. Und da die einen stark und schnell vorwärtskommen, die anderen etwas langsamer, aber noch stetig und die dritten endlich kaum merkbar, so daß sie fast stehen zu bleiben scheinen, so entsteht eine völlig schiefe Schlachtordnung des Völkerheeres. Der rechte Flügel bleibt weit zurück, es sind die Völker ewiger Urzeit; die Mitte nehmen die Völker ein, die ein Altertum, ein Mittelalter erreicht haben, dann aber nicht weiter gediehen; der linke Flügel endlich wird von den Völkern höchster Kulturentwicklung eingenommen, die immer am schnellsten sich vorwärtsbewegten und deshalb noch heute die Spitze halten.

Zuerst muß von den jüngsten, d. h. den am weitesten zurückgebliebenen Völkern Zeugnis abgelegt werden. Sie sind gegen den Urzustand, von dem alle Menschheit ausgegangen sein muß, am wenigsten verändert: sie sind wie Kinder, die an Weges Rand spielen. Auch vor ihnen lag die unendliche Bahn, die die regsameren Völker bis zur Mitte, die rüstigsten bis zum Ziel der Gegenwart dahingeschritten sind. Aber sie hat sie nicht gelockt; sie haben eine erste, kleinste Strecke zurückgelegt, und dann

haben sie sich dort versäumt und verträumt, dreiundzwanzig oder dreißig Jahrtausende lang. Sie spielen noch heute und werden es noch eine Zeitlang, bis die harte Hand des weißen Mannes auch sie im Nacken packt und sie entweder völlig zu Grunde richtet oder auf der allgemeinen Straße vorwärtszwingt.

Man sieht, der Weg, den diese in beständiger Bewegung begriffene Heerordnung der Menschheit zurückgelegt hat, ist die Geschichte; nicht freilich das Wort im Sinne eines nach Jahrhunderten zu berechnenden Zeitmaßes verstanden, sondern in dem gefüllteren Sinne einer Wegleistung, eines Inhalts von Geschichte, der aus der Abfolge einer Anzahl von erreichten und durchlebten Gesittungs- und Geisteszuständen besteht<sup>1</sup>.

Der heutige Aufbau dieser Schlachtordnung ist dadurch unvollständig geworden, daß viele Völker mittlerer und selbst einige höchster Wegleistung ausgeschieden sind, weil sie mittwegs ermattet dahinsanken und aus der Reihe der lebenden, der sich bewegenden Völker verschwanden; aber immer noch ist sie vollständig genug, um das alte Bild darbieten zu können. Dieses wird allerdings in absehbarer Zukunft einmal und für immer verschwinden: dann, wenn der weiße Mann alle Völker der Erde der eigenen Heerschar einverleibt, d. h. sie europäisiert oder sie vertilgt oder bis zur Unkenntlichkeit geknechtet hat. Dann wird wenigstens scheinbar Geradlinigkeit und Uniformität hergestellt sein. Das Bild wird schon über den noch heute aufrechterhaltenen Zustand hinaus bereichert und vervollständigt, wenn der Zustand nicht von 1936, sondern etwa von 1850, also immer noch in Menschengedenken, ins Auge gefaßt wird.

Nicht immer wird der Aufbau jener Heerordnung, in deren Bild und Gleichnis hier der Rang der geschichtlichen Leistung gekleidet werden soll, ganz zweifelsfrei zu gliedern sein; nirgends aber stellt er sich eindeutiger und umrißsicherer vor das Auge, als dort, wo es gilt, die am weitesten zurückgebliebenen, die entwicklungsschwächsten Glieder der Menschheit, die keimhaftesten, die der Kindheit nächsten Völker zu erkennen.

Denn ein gnädiges Geschick hat einzelne von ihnen, die man als Urrassen wird bezeichnen können — sie und ihr Land — vor der stets wachen Raub- und Mordlust der Europäer behütet und sie dadurch als die lebendigen Zeugnisse für eine Menschenform aufbewahrt, die ohne jeden Zweifel als die mindest entwickelte unter allen auf der Erde vertretenen anzusehen ist.

Nach dem Urteil bedeutender Anthropologen hat man im hinterindischen Archipel die Wiege des Menschengeschlechtes zu vermuten. Und trifft auch die andere Annahme zu, daß von dort in einem weit auseinanderstrebenden Strahlenbündel sich die Wanderbahnen wie nach Amerika über die Beringstraße, so nach Afrika über die Landenge von Suez gerichtet haben, dann müßten auch die Zwergneger, für deren Ins-

---

<sup>1</sup>) Vgl. das Stück: Gleichläufigkeiten und Besonderheiten der Völkergeschichten in dem ersten Anhang am Schluß des Bandes.

gesamt die Teilnamen zweier ihrer bestbekanntesten Gruppen, der Akka und Obongo stehen, diesen Weg genommen haben, vielleicht als die ersten Menschen, die diesen Erdteil betraten. Ob diese sehr kleinen Menschen freilich auch anderwärts, wie manche Forscher wollen, eine erste, dünne Bevölkerungsdecke über die Erde gebreitet haben, bleibt dahingestellt. Daß auch in unserem Sagengut, also im Urzeiterbe, der Nachhall vom Dasein von Zwergen aufbewahrt wird, ist ein leiser Anhalt, wenn auch nicht mehr.

Daß von den afrikanischen Zwergen so früh, wie die Ilias in ihren Versen meldet, nach Europa Kunde drang, spricht freilich eher für als gegen das Dagesewesen von Zwergen auch in unseren Ländern. Allerdings wenn es da heißt:

So wie Geschrei hertönt von Kranichen unter dem Himmel,  
Welche, nachdem sie dem Winter entflohn und unendlichem Regen,  
Laut mit Geschrei fortziehn an Okeanos' strömende Fluten,  
Kleiner Pygmäen Geschlecht mit Mord und Verderben bedrohend . .

so mag in den zweieinhalb Jahrtausenden, die verflossen sind, seit diese Wundermär zuerst erklang, sie kein Sterblicher für etwas anderes gehalten haben, als für eine leichte Fabel. Selbst daß in einer Kunde bei späteren Griechen, die wir heute als ein vollgültiges geschichtliches Zeugnis für das Dasein der afrikanischen Zwerge ansehen müssen, ihnen ein so richtiger Ort wie die Quellen des Nils angewiesen wurde, hat ihre Glaubwürdigkeit schwerlich vermehren können, bis dann vom Jahre 1862 ab Schilderungen von den ostafrikanischen Zwergnegern nach Europa drangen. Aber noch dem Reisenden Du Chaillu, der sie an der Westküste kennengelernt hatte und sie 1867 eingehend beschrieb, hat man seine Schilderung als Jägerlatein nicht geglaubt, und erst als Schweinfurth sie in Ostafrika mit eigenen Augen sah, sind sie als Wirklichkeit in den Besitz der, wie man sieht, nicht immer ganz unfehlbaren europäischen Intelligenz übergegangen<sup>1</sup>.

Die Zwergneger sind Nomaden- und Parasitenvölker, die sich in dem breiten Landgürtel, der sich von Deutsch-Ostafrika bis zur Mündung des Kongo und an der Westküste südlich bis tief in das portugiesische Angola erstreckt und der das ganze weite Kongobecken umfaßt, ohne feste Sitze zwischen den großwüchsigen Negerstämmen dieser Länder umhertreiben.

Es ist, als ob hier wirklich Jugend zu Jugend herübergrüße, Menschheitskindheit zu Menschenkindheit. Die Kleinheit dieser Menschen — 124 Zentimeter messen Frauen, von 124 bis zu 140 Männer bei ihnen — nimmt sich aus wie ein Zeugnis dafür, daß sie Reste des frühesten, des kindhaftesten Menschentumes sind. Und ein minderes, aber immer noch augenfälliges Zeichen spricht dieselbe Sprache: sie sind am ganzen Leibe mit der Lanugo, d. h. dem weißlichen Hauthaar bedeckt, das andere Rassen nur am ungeborenen Menschen im Mutterleibe aufweisen. Ihr Körperbau, starke Steißentwicklung, gesteigerte Negerhaftigkeit der

<sup>1</sup>) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II (1874) 138.

Kopfform, übler Eigengeruch, weist mit seiner Häßlichkeit vielleicht auch eigens rückwärts.

Und auch in den Gebilden ihres gesellschaftlichen, in den Formen ihres geistigen Lebens können die eigentümlichsten nicht wohl anders gedeutet werden denn als Merkmale eigens früher, eigens unentwickelter Wachstumsabschnitte. So vor allem die wichtigste von allen Feststellungen: die Horde, d. h. also die Gruppe von Männern und Frauen — sowie der von ihnen stammenden Kinder —, die miteinander in freiem Geschlechtsverkehr leben und die außer der Geschlechtsverkehrsgemeinschaft, die sie solchergestalt darstellen, auch eine staatliche und wirtschaftliche Einung bilden, ist bei den Obongo, den westafrikanischen Zwergnegern, beobachtet worden<sup>1</sup>. Ein durchaus vertrauenswürdiger wissenschaftlicher Beobachter, der Afrikareisende Lenz hat bei ihnen Gemeinschaften von 15 bis 20 Köpfen festgestellt, innerhalb deren — wie übrigens an sich offenbar höchst wahrscheinlich ist — geschlechtliche Verbindungen zwischen Schwester und Bruder, Vater und Tochter gar nicht selten seien. Auch schon vor Lenz hatten andere Gewährsmänner bei den Obongo Inzucht zwischen Geschwistern und die Abwesenheit der Sonderfamilie beobachtet<sup>2</sup>. Am auffälligsten ist den Besuchern die Auflockerung auch des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind. Noch in der Sonderfamilie, die heut bei ihnen als allgemein herrschend angenommen wird, bauen die Eltern einem Kind schon vom Zeitpunkt seiner Entwöhnung von der Mutterbrust ein Hüttlein, damit es von ihm selbständig bewohnt werde. Dies ist zwar bezeichnend, aber harmlos; viel schwerer ins Gewicht fällt, daß — auch bei den Obongo — Mütter, die in Kampfnut auf der Flucht sind, ihre Kinder, die sie noch auf dem Arm tragen, fallen lassen, um sich selbst in Sicherheit zu bringen: ein Versagen des Mutterinstinktes, das besonders auffällig ist und leicht wie ein Beweis dafür zu deuten ist, daß hier der Familiensinn, d. h. eine urtümlichste Form des Sozialgefühls, noch nicht ganz zur Reife gekommen ist<sup>3</sup>.

Hier ist also die Gewohnheit des Mischverkehrs, die Promiskuität, die Morgan an die Spitze seines Stammbaums der Familienformen gestellt hat, erfahrungswissenschaftlich festgestellt und zwar gerade an dem Punkt, an dem man sie am ehesten zu erwarten Ursache hatte: bei dem unentwickeltsten aller Erdenvölker. Es ist die Lebensform, die Morgan in mehreren Unterformen an den Anfang der Entwicklung der menschlichen Familie gesetzt hat<sup>4</sup>, und aus deren Annahme ihm die, sei es moralistische, sei es forschnerliche Enge einzelner Gelehrter den härtesten Vorwurf gemacht hat. Daß seine Unterstellung richtig ist, läßt sich, wie an einem späteren Ort dieses Werkes darzutun sein wird, durch das Ursprungsverhältnis der Sonderfamilie im Geschlechterstaat — nicht vor,

<sup>1</sup>) Lenz, Skizzen aus Westafrika (1878) 111.

<sup>2</sup>) Du Chaillu, Ashangoland (1867); Burrows, The Land of the Pigmies (1898).

<sup>3</sup>) Vgl. jedoch Schebesta, Bambuti (1932) 86, wo von tiefer Anhänglichkeit noch der erwachsenen Söhne an ihre Mutter berichtet wird.

<sup>4</sup>) Lewis Henry Morgan, Ancient Society (1907) 383ff., Die Urgesellschaft, übers. von Eichhoff (1891) 323ff.

sondern nach dem Geschlecht — mit zwingenden Gründen ableiten. Daß ihr aber noch die rein erfahrungsmäßige Bestätigung durch Tatsachen zuteil wird, die an der verborgensten Stelle noch eben von dem Licht der Forschung zu erreichen sind, ist für seine große Entdeckung eine um so glänzendere Bestätigung.

Eine Tatsache des geistigen Lebens der Akka würde, wenn sie sich genügend erhärten ließe, von ähnlich großer Bedeutung sein: man hat beobachtet, daß die Zwergneger, deren Siedlerschaften von dem portugiesischen West- bis zum ehemals deutschen Ostafrika einen Länderraum von ungeheurer Ausdehnung und die Gebiete von zahlreichen großwüchsigen Negerstämmen der Bantufamilie wie des mittelafrikanischen Völkergürtels durchstreifen, nirgends eine eigene Sprache, sondern immer die ihrer Wirtsvölker sprechen<sup>1</sup>. Wollte man es ablehnen, die Möglichkeit eines vollkommenen Sprachverlustes, also den ihres früheren eigenen Sprachgutes anzunehmen, so würde sich hier die Annahme als nicht ganz unwahrscheinlich eröffnen, daß die Zwergneger in ihrer alten ursprünglichen Beschaffenheit eine Art von der Gattung des *homo alalus* darstellten, über die völlig irriger Gelehrtenpott schon die ungereimtesten Hohnsprüche ergossen hat; d. h. sie würden damals ein lebendiges Zeugnis dafür abgelegt haben, daß den Wortsprachen eine vielleicht wohl ausgebildete Gebärdensprache vorangegangen ist. Daß eine solche sich selbst neben Wortsprachen noch als *lingua franca*, als Vermittlungssprache erhalten kann, das hat für das Nordamerika östlich des Felsengebirges der Prinz zu Wied schon in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts festgestellt. Und die Gebärdensprache der Zwergneger ist bei auch sonst großer mimischer Begabung als eigens reich und ausdrucksvoll anerkannt. Doch bleibt für das Mittelafrika der Zwergneger diese Frage mangels sicherer Nachrichten ganz dahingestellt, um so mehr, als weitere Forschung bei den Zwergnegern in einzelnen Worten versprengtes Sprachgut von offenbar eigenem Besitz ausgemittelt hat, das sich als solches dadurch kennzeichnet, daß es Sprachverwandtschaft mit den Buschmännern aufweist<sup>2</sup>, die als halb-wüchsige Neger für Stammverwandte der Zwergneger gelten.

Immerhin weist das geistige Gesicht der Zwergneger noch einen Zug auf, dem vielleicht die gleiche Bedeutung beizumessen wäre wie einer schrankenlosen Rückständigkeit im Sprachschaffen — auch der Verlust ihrer alten Sprache wäre ja nicht ohne Gewicht —: es ist ein vollkommenes oder doch fast vollkommenes Versagen in Dingen der bildenden Kunst. Die Zwergneger kennen nicht den kleinsten Schmuck, nicht an ihren Hütten, noch am eigenen Leibe, noch an ihrem Gerät<sup>3</sup>. Ihre Frauen

<sup>1</sup>) Vgl. jedoch Schebesta, *Bambutu* (1932) 214f., der bei dem einen Stamm der *Efé* eine echte Pygmäensprache feststellt.

<sup>2</sup>) Schlichter, *Pygmy Tribes* (*Scottish Geograph. Magaz.* VIII [1892] 353f.).

<sup>3</sup>) Stuhlmann, *Mit Emin Pascha im Herzen von Afrika* (1894) 447, 450. Doch vergleiche auch hier Schebesta, *Bambutu* (1932) 52, 91f., 157; richtig sind wohl beide Beobachtungen, nur bei verschiedenen Stammesgruppen gewonnen.

wissen nichts von Armbändern oder Ketten oder Amuletten. Als einmal eine Frau im Ashangoland einen Ockerstrich an der Stirn trug, ist dies einem europäischen Reisenden aufgefallen. Zeigte man ihnen Glasperlen, Messing-, Kupferdraht, die bei den großwüchsigen Negern helle Freude wachriefen, so blieben sie völlig unberührt. Nicht einmal die Uranfänge höherer Sinnlichkeit scheinen bei ihnen erwacht zu sein.

Der kunstlose Mensch, ist er nicht vielleicht ebenso arm, wie der sprachlose wäre?

Prometheus stieg noch nicht herab zu diesem Volk: seine Gabe, die Kunst willkürlich Feuer zu erzeugen, hat er ihnen noch nicht mitgeteilt. Bricht der Zug einer wandernden Siedlerschaft vom Stamme der Bakango vom morgendlichen Lagerfeuer auf, so nimmt ein Mann mit einem Kloben Holz zugleich den lebenspendenden Funken fort und trägt ihn bis zum Abend, wie weit der Weg auch sein mag, um an der Raststelle des Abends das neue Feuer zu entzünden.

Keine Spuren von Glauben sind an ihnen wahrgenommen; nur als Hexenmeister sind sie im portugiesischen Westafrika verrufen, was nichts anderes bedeuten kann, als daß Zaubervorstellungen bei ihnen Platz gegriffen haben<sup>1</sup>, ob bei ihnen selbst erwachsen oder von ihren Wirtsvölkern entliehen, bleibe dahingestellt. Kein Glauben an eine Fortdauer der Seele ist bei den Akka beobachtet<sup>2</sup>.

So scharf ihr Auffassungsvermögen gegenüber allen sinnlichen Gegebenheiten von Leben und Umwelt ist, so nimmt man doch von ihnen an, daß sie die Zahl nicht kennen.

Alle diese Merkmale, sei es gesellschaftlicher, sei es geistiger Bildung, lassen erkennen, daß die Zwergneger in der Tat, wie man ohne weiteres von ihnen anzunehmen geneigt ist, völlig gemäß ihrer keimhaften Leibesbildung bei den Anfängen menschlicher Entwicklung stehen geblieben sind. Sie sind insofern, als sie, wie sich weiterhin ergeben wird, den untersten Grenzfall darstellen, ein kostbarer Besitz der Wissenschaft oder richtiger, d. h. lebensmäßiger gesprochen, ein sehr wesentlicher Bestandteil unseres Wissens um unsere Ursprünge und damit auch um die Grenzen unseres Wesens.

Von Geringerem abgesehen, mag mit dieser Reihe die Anzahl der Eigenschaften erschöpft sein, durch die die Zwergneger sich als die überlebenden Reste frühester Menschenkindheit kennzeichnen. Im übrigen aber stellen sie sich wie eine Geschichts- und Gesittungseinheit dar, die von dem Durchschnitt der Urzeitvölker niederster Stufe, wie er noch heute durch Hunderte von lebenden Völkerschaften vertreten ist, und wie ihn die Geschichte der Menschheit noch oft genug auf ihren Blättern zu verzeichnen haben wird, wenig abweicht.

Von hoher Wichtigkeit für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit im Sinne eines Stammbaums aller Lebensformen der Tat und des Geistes sind gleichwohl auch einige unter diesen an sich gar nicht aus-

<sup>1</sup>) Hartmann, Nigritien I 496.

<sup>2</sup>) Casati, Äquatoria I 150.

nahmemäßigen Eigenschaften ihrer Gesittung. Vor allem um deswillen, weil an ihnen abzulesen ist, daß große, ja grundsätzliche Entscheidungen über solche Entwicklungsspaltungen, d. h. über Zwiewege, an denen ein Volk, eine Stämme- oder Völkerschaftengruppe sich für die Richtung zur Linken oder zur Rechten zu entscheiden hatte, schon bis in diese allerfrühesten Anfänge der Menschheit zurückreichen.

Es mag unter diesen Gesittungs- und Geschichtsentscheidungen keine von schwererem Gewicht, keine für alle Zukunft schicksalsträchtigere gegeben haben, als die zwischen Siedlerschaftsstaat und Geschlechterstaat. Der Stamm der Menschheit hat sich schon dicht über der Wurzel in zwei Hauptäste gespalten, von denen der eine, der sich zur Rechten wandte, dadurch gekennzeichnet ist, daß sich in ihm die Horde in Sonderfamilien und eine diese engsten Lebensverbände, d. h. Geschlechtsverkehrs- und Blutgemeinschaften, umschließende staatlich-wirtschaftliche Einheit, die Siedlerschaft umgewandelt hat. Die Horde, die als Urform aller frühesten, fast durchweg vorgeschichtlichen Gesellschaftsentwicklung angenommen werden muß, hat sich in dieser Teilentwicklung zwar sehr früh für die Sonderfamilie, d. h. für die lebenslange Geschlechtsverkehrs- und Lebensgemeinschaft zwischen einem Mann und einer oder mehreren Frauen entschieden. Und scheinbar war das ein schnellerer Fortschritt zu der Ordnung des Geschlechtslebens, die uns Heutigen als die endgültige und seelisch befriedigendste erscheint. Aber dieser Vorteil war ein trügerischer, denn alle die an sich sehr zahlreichen Stammefamilien, die Nordasiaten, die Südost- und die arktischen Nordamerikaner, die sich dieser Gesellschaftsform zugewandt haben, haben nicht einmal starke Urzeitstaaten hervorgebracht, geschweige denn, daß von ihnen auch nur eine zu den höheren Stufen der gesellschaftlichen und geistigen Gesittung emporgedrungen wäre. Es ist ein zwar immerhin noch weitgegliedertes Ingesamt von Ästlein und Zweigen, das jener ältere Hauptast hervorgetrieben hat, aber im Sinn von Geschichts- und Werdenskraft blieben sie alle dürr und unfruchtbar. Über die Siedlerschaft — d. h. die Zusammenfassung einer Anzahl von Sonderfamilien zu einer Einheit — hinaus hat sich hier niemals eine Gruppenbildung vollzogen.

Alle oder doch die meisten Volkseinheiten, die von dem zweiten Hauptast ausgingen und Geschlechterstaaten wurden, d. h. die nicht von der Horde zur Sonderfamilie, sondern zuerst zur Gruppenehe übergingen und über sie und das Urgeschlecht erst zur mehrteiligen Geschlechterordnung und ganz zuletzt zur Sonderfamilie gelangten, haben den Weg zu höherer, starker Urzeitgestaltung gefunden, und alle Völker, die später zu den mittleren und zu den höchsten Stufen geschichtlicher Entwicklung emporgestiegen sind, haben diesen Weg genommen. Es ist doch so, als wäre das glühendere, fessellosere Geschlechtsleben, durch das diese Völker in ihrer Jugend in einem ersten Wachstumsabschnitt hindurchgingen, eine Probe für die Auslese gewesen; alle tat- und staatskräftigen, alle geschichts-starken Völker haben sie bestanden. Die aber durchaus zu Sonderfamilie und Einehe hinstrebten, sind die tauben Körner, die

durch das große Sieb der Geschichte fielen, die im Sinn höheren Werdens unfruchtbar und nutzlos blieben.

Den Treuherzigen, die aus Gründen einer irregeleiteten Religiosität, etwa um das biblische Urelternpaar Adam und Eva auch in die heutige Wissenschaft hinüberzuretten, die Einehe durchaus an die Spitze aller Familienentwicklung stellen möchten, mag dies alles gar nicht recht sein. Dabei ist nicht einzusehen, weshalb die Einehe als Gesittungsgut an Wert verlieren soll, wenn sie als letzte Errungenschaft eines langen, staffelreichen Entwicklungsganges und nicht als ein mühelos und wie selbstverständlich der Menschheit in den Schoß gefallenes Geschenk der Natur angesehen wird.

Unbefangenerer Wissenschaft aber mag es wie ein Bild und Zeichen für alle zukünftige, will sagen, heute längst vergangene Entwicklung des aussichtslosen Menschheitszweiges erscheinen, daß ein so keimhaft schwaches, an Leib und Seele zu kurz gekommenes Glied der Menschheit wie die Zwergneger diesen Weg zur frühen Sonderfamilie und zur Siedlerschaft einschlug, zu der Siedlerschaft, die keinerlei Klammern und Saugwerkzeuge zur Bildung größerer Geschlechtsverkehrs-, aber auch Staatsgemeinschaften darbot.

Die Sonderfamilie, die eheliche Verbindung eines Mannes zumeist mit einer Frau, selten mit mehreren, ist die heute vornehmlich bei den Zwergnegern beobachtete Form des Geschlechtsverkehrsverbandes. Die Stellung der Frau in ihr ist ungünstig und bedrückt: insbesondere ist alle schwere Arbeit ihr zugeschoben; immerhin ist ihr Los leichter als das der Frau bei den großwüchsigen Wirtsvölkern. Die Verfassung der Siedlerschaften ist denkbar locker; bei den Akka leben in ihnen etwa dreißig Familien, also vielleicht um 200 Köpfe zusammen unter einem Häuptling, dessen Leitungsbefugnisse aber so beschränkt sind, daß im Grunde jeder sein eigener Herr ist<sup>1</sup>.

Diese Gemeinschaften wird man Staaten nennen müssen, obzwar sie Staaten kleinsten Ausmaßes sind: und der Geringfügigkeit der Machtentwicklung im Innern der Gemeinschaft entspricht die nach außen. Für sie ist kennzeichnend, daß es zu keinerlei Verbänden, die über eine Siedlerschaft fortreichen, gekommen ist. Die großen Gruppen, in die die Völkerkunde die Zwergneger einteilt, die Akka im Norden, die Obongo im Westen und manche kleinere Gruppen beruhen auf Teilungen der europäischen Wissenschaft; sie haben keinerlei staatliche Bedeutung. Selbst die Zusammenhänge, die durch Gesittung und Geistesbildung hergestellt sind, sind seltsam locker. So hat man beobachtet, daß Siedlerschaften der Zwergneger selbst dann, wenn sie die Sprache eines großwüchsigen Negerstammes sprechen, sich untereinander nicht verstehen können, weil sie ganz verschiedene Mundarten der Aussprache ausgebildet haben, also daß auch die Entscheidung über diese Form menschlichen Geschehens seltsam früh, seltsam nahe der Wurzel des Entwicklungsstammbaums gefallen ist.

<sup>1</sup>) Burrows, The Land of the Pigmies (1898) 182, 188.

Die Wirtschaft der Zwergneger ist die denkbar urtümlichste: sie sind Sammler von Früchten, Jäger, Fischer. Ackerbau und Viehzucht sind ihnen völlig fremd. Wenn sie von ihren Wirtsvölkern gezüchtete und gebaute Früchte gern essen, wie die Bananen, so haben sie sich ein naiv-listiges Gemisch von Diebstahl und Tauschhandel ausgedacht, um sich in den Besitz von ihnen zu setzen. Dies spielt sich so ab: eines Morgens entdeckt ein großwüchsiger Neger, der seinen Gemüseacker mustert, auf einem seiner Bananenbeete an einer Staude den Giftpfeil eines Akka; von Stund an läßt er dieses Beet ungesäubert und unabgeerntet. Eines Tages aber findet er dies Beet gänzlich geleert, und ein Stück Wild liegt als Preis für die entnommene Tauschware da. Zuweilen hat sich auch wirklicher Tauschhandel zwischen den Zwergnegern und ihren Wirtsvölkern ausgebildet, bei dem sie Eisenspitzen für ihre Pfeile gegen Wild einlösen.

Die Ausbildung der Werkzeugkunst ist ganz gering. Daß sie Waffen und Gerät nur aus Holz anfertigen, nimmt man als Beweis dafür, daß sie sich in einem vorsteinzeitlichen Entwicklungsabschnitt befinden, einer Holzzeit, von der dann die großwüchsigen Neger Afrikas unter Überspringung der Steinzeit sogleich zur Eisenzeit übergegangen waren. Sie flechten einfache Körbe. Auch ihre Ernährung ist beschränkt durch ihren Mangel an technischem Vermögen, insbesondere durch die Unkenntnis der künstlichen Feuererzeugung. Sie kennen das Kochen nicht, sie dämpfen die Speise, die sie in Blätter wickeln und auf glühendes Holz legen<sup>1</sup>. Fleisch rösten sie.

Trotz allem Versagen in bildender Kunst haben sie, bei großer nachahmend schauspielerischer Begabung, mancherlei Dicht-, Tanz- und Schauspielkunst ausgebildet: als Schweinfurth sie als erster Forscher mit Augen erblickte, geschah es beim Mahl eines ostafrikanischen Häuptlings, für dessen Gäste sie ein Spiel aufführten, in dem eine Elefantenjagd dargestellt wurde.

Wer nun aber nach all diesen Schilderungen mit Rousseaus Traumbildern sich ein Bild von paradiesischer Unschuld und sanftem Dahinleben ausmalen wollte, der würde weit in die Irre gehen. Denn dieses Völklein von schwacher Leibes- und schwacher Staatsentwicklung, das den Zigeunern nicht unähnlich bei seinen Wirtsvölkern herum-schweift, teilt mit seinen indisch-europäischen Schicksalsgenossen zwar auch deren Verachtetheit, aber ist ihnen weit überlegen an kriegerisch-staatlicher Geltung.

Wie die Zwergneger vorzügliche Jäger sind — sie sind auch den großen Säugern dieser Länder, den Elefanten und ihresgleichen gewachsen —, so sind sie auch gute Krieger. Sie führen den Kampf gegen die großen Bestien mit ihren vergifteten Pfeilen und ihrer Verschlagenheit mit bestem Erfolg. Sie blenden etwa den Elefanten zuerst mit Pfeil und Speer und fangen ihn dann in klug vorbereiteten Laubfallen<sup>2</sup>. Den

<sup>1</sup>) Jephson-Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Äquatoria (Üb. 1890) 344.

<sup>2</sup>) C. v. François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo (1888) 158f.

großwüchsigen Negern aber machen sie sich furchtbar durch den von ihnen geliebten und vortrefflich ausgebildeten Baumkampf. Da sie an sich die Wälder aufsuchen, so ist ihnen und ihren Kampfmitteln, den Giftpfeilen, gar nicht beizukommen. Die großwüchsigen Neger haben schlechthin Angst vor den kleinen Männern und gehen jedem Streit mit ihnen aus dem Wege.

Was von der Seele dieser Menschen überliefert wird, kennzeichnet sich fast durchweg als von den feindseligen Augen der Neger oder den gleichgültig-abgeneigten der europäischen Reisenden gesehen. Man sagt ihnen Jähzorn, Eigensinn, Rachsucht, Lust an Stehlen und kleinen Teufeleien nach. Aber wieviel von diesen Eigenschaften mag nichts anderes sein als das Erzeugnis ihrer ganz fremden und ausgestoßenen Stellung zu allen großwüchsigen Menschen. Daß sie an Stelle der von ihnen abgeernteten Bananen Wild niederlegen, läßt das Gegenteil von diebischer Gesinnung erkennen. Die Urteiler, die hier zu Gericht sitzen, sind alles andere als wohlwollend oder auch nur unbefangen; kennzeichnend ist das Verdikt jenes Afrikareisenden, der die Obongo um deswillen des Stumpfsinnes bezichtigte, weil sie weder dem Tabak- noch dem Alkoholgenuß Geschmack abgewinnen konnten. Eher mag man den Nachrichten der weißen, doch wie man sieht nicht immer weisen Beobachter dann trauen, wenn sie schlicht Berichtendes, nicht sittlich Aburteilendes äußern. So wenn sie sagen, die Zwergneger seien schüchtern im Gespräch, ihr Auge schaue dann starr in die Ferne; sie verstehen dann offenbar nicht. Doch leuchte es auf, wenn sie den Sinn des Gesprochenen völlig erfassen. Am nächsten aber mögen diese ungütigen Richter eines Kindheitvolkes der Wahrheit dann kommen, wenn sie einmal Rühmliches wissen und den Zwergnegern Liebe zur Freiheit und Einsamkeit nachsagen.

Für das Insgesamt der Geschichte der Menschheit bietet dies Volk oder vielmehr die Summe weit versprengter kleinster Lebenseinheiten, wenig zahlreicher Siedlerschaften, aus denen die mittelafrikanischen Zwergneger bestehen, ein doppeltes Bild dar. Einmal mögen sie in der Tat den Grenzfall der Mindest-Entwickeltheit unter den Erdbewohnern darstellen, sodann aber bieten sie eines der denkwürdigsten Beispiele für die Möglichkeit eines überfrüh einsetzenden Stillstandes, einer vollkommenen Entwicklungsstarrheit, die nach dem ersten leisesten Wachstum Platz greift.

Man wird in keine Wege behaupten dürfen, daß diese kindhaftesten der Menschen kein Wachstum durchlebt hätten: sie sind von der Horde zur Sonderfamilie übergegangen, sie haben Waffen von bewährter Vortüchtigkeit gebildet und — was als Leistung des Behauptens in Betracht kommt — sie haben sich durch die Jahrtausende in einer Welt, die für sie von Gefahren und von Übermacht aller Art starrte, frei und unabhängig erhalten, mehr als die Zigeuner und sehr viel mehr — um ein anderes ruheloses, schweifendes Gastvolk, nur von viel höherem Geschichtsrang zu nennen — als die Juden.

Soll man nun behaupten, dieses Tun sei keine Geschichte? — ein Lebenswerk ist es doch sicherlich. Und müßte nicht Rousseau selbst,

wenn ihm von den Menschen dieses Kindheitsvolkes Kunde gekommen wäre, für sie und ihr Recht auf Nicht-Zivilisation eintreten, selbst dann, wenn er finden würde, daß diese Kinder des Anfangs und der Wälder alles andere als paradiesisch-unschuldig seien? Er war ja im Grunde sogar ein Verkünder der Pflicht zur Nicht-Zivilisierung.

Wir Angehörige eines Völkerkreises höchster Stufe, für den die Kraft des Schaffens, des Neuerns, des Immer-Weiter-, Immer-Vorwärts-Wollens höchstes Ziel, dem Geschichtsleistung und Werdensmacht höchstes Gut bedeuten, müssen dennoch gestehen, daß auch dieses halb tierhafte, fast pflanzenmäßige, naturumfangene Ruhen im Sein wenn nicht Geschichte, so doch Menschentum war.

## Zweites Stück.

### Bambutu.

Die Kunde von den Zwergnegern ist seit 1907, dem Jahr, bis zu dem alles bisher Berichtete allenfalls zutreffen mag, um einiges vermehrt worden: wenigstens eine, allerdings weithin verbreitete Gruppe von ihnen ist inzwischen beschrieben worden<sup>1</sup>. Es sind die Bambutu, die von der Mitte des Kongobeckens bis an den Uëlle, einen nördlichen Seitenfluß des Kongo, und bis in die Nähe des Nils ihre Wandergebiete haben. Ihnen mögen auch diejenigen Akka, die Schweinfurth zuerst angetroffen hat, angehören; beider Namen fließen ineinander. Man hat die Ituri-Pygmäen, wie man die Bambutu auch genannt hat, auf 20000 Seelen geschätzt.

Kein Zweifel, durch die so sehr viel neueren und mit so sehr viel genaueren Hilfsmitteln errungenen Beobachtungen von 1932, dem Jahr, bis zu dem diese neuesten Forschungen angestellt worden sind, haben die älteren Nachrichten, die von 1907 bis 1862 zurückreichen und auf deren Grund die bisher dargebotene Schilderung zustande gekommen ist, an Ansehen etwas verloren: sie können nicht auf denselben Grad von Zuverlässigkeit Anspruch erheben, wie diese neuesten Feststellungen. Vor allem an einigen besonders wichtigen Punkten, für die gerade das höchste Maß von Gewißheit erwünscht wäre, — so vor allem in Hinsicht auf das Verhältnis von Sonderfamilie, Horde und Geschlecht — bleibt das Sicherheitsverhältnis dunkel. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Nachrichten, die aus dem Jahr 1878 von Lenz stammen, als auf zu rasch gewonnenen Feststellungen beruhend in einigen Zweifeln gezogen und späterer sicherer Bewährung vorbehalten werden müssen.

<sup>1</sup>) Im wesentlichen durch Schebesta, Bambutu, die Zwerge vom Kongo (1932) eine überaus lebensvolle, mit tausend Mühen und Gefahren erkaufte Schilderung, die auch eine Fülle der bestbegründeten Nachrichten überliefert, die aber doch den Wunsch nach einer zweiten, vielleicht örtlich mehr konzentrierten, dann aber mit allen Mitteln heutiger Völker-, Seelenkunde und Gesellschaftslehre vertieften Bearbeitung erweckt.

Ebenso möglich aber ist, daß die an der afrikanischen Westküste gewonnenen Tatbestände als wirklich vorhanden angenommen werden dürfen und daß ihr Unterschied von den Bambutinachrichten aus dem Jahr 1932 sich so erklärt, daß die Bambuti, sei es auf dem Wege natürlicher, eigenwüchsiger Entwicklung, sei es unter dem Einfluß der benachbarten großwüchsigen Negerstämme, seit 1878 oder allenfalls auch schon vorher wesentlich weiter in ihrer Verfassungsgeschichte gediehen sind. Vor solche Zwiespältigkeiten ist die Erforschung der Zustände der Urzeitvölker nur allzuoft gestellt worden.

Von dem denkwürdigsten Mangel an urzeitmäßiger Technik, von dem Nicht-Wissen um die Kunst der willkürlichen Feuererzeugung, gibt eine Sage der Bambuti ein gutes Zeugnis. Sie berichtet, daß die Zwerge das Feuer von Oruogbu gestohlen haben. Dieser hatte ein brennendes Feuer und hütete es wohl. Einmal aber war er doch neben seinem Scheiterhaufen eingeschlafen; da überraschten ihn Bambuti, stahlen sich einen Feuerbrand und machten sich mit ihm davon. Aber mehr als das: auch der heutige Zustand weist bei einer Teilgruppe der Bambuti, bei den Bakango, eine tatsächliche Unkenntnis des willkürlichen Feuermachens auf: ein deutscher Forscher hat von ihnen gehört, daß sie in einem Falle, in dem ihnen unterwegs der mitgenommene Feuerschein erlischt, den weiten Weg rückwärts bis zur letzten Lagerstätte nicht scheuen, um sich dort den Feuerbrand ein zweites Mal zu holen<sup>1</sup>.

Die wichtigste der frühen Beobachtungen, die über das Zusammenleben einer Anzahl von Männern und Frauen in hordenhaftem Mischverkehr, hat sich bei den freilich durch die volle Breite des Erdteils von den Obongo getrennten Bambuti nicht wiedergefunden. Es zeigt sich bei diesen vielmehr die Sonderfamilie, die auch nach den alten Nachrichten überwog, zu vollkommener Herrschaft gelangt und zu weiteren Blutsverbänden zusammengefaßt, die sich sogar in zwei Schichten zu einem abgestuften Bau geformt haben.

Die weitere, umfassendere von beiden Einungen, der Totemverband, ist zwar, wie der ihm von der deutschen Forschung verliehene Name erkennen läßt, seinem Wesen nach ein Bluts- oder richtiger gesagt ein Geschlechtsverkehrsverband, aber für die meisten Auswirkungen des gesellschaftlichen Lebens überwiegt an seinem Anblick der Eindruck eines wengleich äußerst lockeren Staatsverbandes. Soweit man nämlich bei diesem gar nicht fest angesiedelten, sondern wandernden und rein parasitären Volk von einem Gebiet reden darf, ist der Totemverband der Träger von staatlichen, oder doch staatsähnlichen Eigenschaften. Dadurch, daß hier ein an sich persönlicher Verband dem Umfang nach mit dem von ihm durchstreiften Wandergebiet zusammenfällt, werden doch immerhin zwei vollkommen staatliche Betätigungen von dieser Gemeinschaft ausgeübt. Sonst fehlen ihr freilich fast alle weiteren Merkmale staatlichen Wesens. Die Totem-Clans haben zwar Clan-Älteste,

<sup>1</sup>) Trotz seltsamer Bedenklichkeiten läßt Schebesta (Bambuti 73) wenigstens die Möglichkeit zu, daß die Bakango wirklich noch nie das Feuermachen verstanden haben könnten.

aber diese haben sehr wenig Macht. Versuche mehrere benachbarte Großgeschlechter, die sich nahe stehen und auch wohl einengemeinsamen Namen führen, zu einer Völkerschaft zu vereinigen, wurden von ehrgeizigen Großgeschlechts-Ältesten wohl gemacht, verliefen aber ergebnislos.

Die Großgeschlechter sind als Geschlechtsverkehrsverbände oft, aber nicht regelmäßig zusammengehalten durch das Ausheiratsgebot und das ihm entsprechende Inzuchtverbot. Ganz streng und ausnahmslos gilt diese Regel aber für die Geschlechter. Auch diese haben einen doppelten Betätigungszweck: sie sind auch die eigentlichen Wirtschaftseinheiten. Die Sonderfamilie, die als einziger noch kleinerer Verband übrigbleiben könnte, würde, so meinen die besten Sachkenner, als unabhängige Trägerin der wirtschaftlichen Bedürfnisse sich gar nicht halten können.

Die Totemzeichen sind von den großwüchsigen Negern übernommen, und so liegt denn die Vermutung nicht fern, daß die Zwerge auch die Einrichtung von jenen übernommen haben. Doch wird das nur als eine wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit ausgesprochen werden dürfen: denn unmöglich ist schließlich nicht, daß die ältere Forschung, die ohnehin nicht allzu tiefdringend gewesen ist, alle diese Dinge übersehen haben könnte. Andererseits ist nicht einzusehen, warum die Zwerge, die fast alle ihre Sprachen den großwüchsigen Nachbarstämmen entliehen haben, nicht auch gesellschaftliche Ordnungen so hohen Ranges nachgeahmt haben sollten.

Die wirtschaftlichen Betätigungen der Blutsverbände, zum wenigsten die der Geschlechter, sind bedeutend. Nicht der Einzelne jagt für sich selbst, sondern er tut es als Beauftragter der Sippe; alles Wild, das die Einzelnen erlegen, wird heimgebracht, dann vom Sippenältesten in Stücke zerlegt und endlich unter die Sonderfamilien verteilt. Der Schütze wird dabei nicht bevorzugt. Die Erträge der Sammeltätigkeit der Frauen erfahren nur deshalb nicht die gleiche Behandlung, weil sie ohnedies ungefähr gleich ausfallen. Ist aber eine Frau einmal verhindert gewesen, so bedenken die anderen wie selbstverständlich ihre Familie. An dieser, wie man sieht, grundsätzlich bis aufs Letzte durchgeführten Gemeinwirtschaft ist das Großgeschlecht in Ausnahmefällen beteiligt, dann nämlich, wenn eine Jagd auf Großwild stattfindet, für die man seine ganze Mannschaft braucht.

Für den Aufbau der Blutsverbände ist das wichtigste Merkmal, daß die Bambuti das Vatergeschlecht ausgebildet haben: ein Grund mehr für die Annahme, daß alle diese Ordnungen ihnen lediglich von den großwüchsigen Negerstämmen überkommen sind. Denn wenn, wie höchst wahrscheinlich ist, bei den Zwergnegern nach Überwindung des Hordenzustandes die Sonderfamilie den einzigen Geschlechtsverband innerhalb der Siedlerschaft darstellte, so war dann, wenn man von den großen Negern die Geschlechterordnung übernahm, die Form des Vatergeschlechts das an sich Gegebene: nicht nur, weil ihre Vorbilder selbst vermutlich das Vatergeschlecht ausgebildet hatten, sondern weil von einem Zustand, der allein die in Sonderfamilien gespaltene Siedlerschaft

kennt, der Übergang zum Geschlecht am ehesten in der Richtung auf das Vatergeschlecht vollzogen werden kann. Denn die Sonderfamilie, die nicht in einen weiteren Blutsverband eingliedert ist, wird eine reine Vaterfolge als die ihr gewohnte Zuordnung auch im Geschlecht am ehesten herzustellen geneigt sein. Man darf bei solcher Feststellung nicht übersehen, daß dieser Weg eine Ausnahme darstellt. Bei weitem am öftesten, das wird die hier eröffnete Übersicht über die Gesellschaftsformen des Menschengeschlechts erweisen, ist die Entwicklung einen anderen Weg gegangen, den von der Horde und ihrem Mischverkehr zum Muttergeschlecht und dann erst zur Sonderfamilie. In dem eigentümlichen Fall der Bambuti, der aller Wahrscheinlichkeit nach der einer Übertragung von außen her war, hat vermutlich die Ausnahmebeschaffenheit der Voraussetzungen auch einen Ausnahmegang der Entwicklung herbeigeführt.

Zu einer seltsamen Einzelbildung ist es bei der neuen Ordnung gekommen: zu dem Frauentausch zwischen den Geschlechtern. Da nämlich dem jungen Mann, der sich um ein Mädchen aus fremdem Geschlecht bewirbt, keinerlei Werte zur Verfügung stehen, mit denen er sie, wie der Brauch es verlangt, ihrem Vater abkaufen kann, so ist es eine Rechtsgewohnheit, daß das Geschlecht<sup>1</sup>, dem er angehört, dem anderen, dessen Glied das von ihm begehrte Mädchen ist, ein zweites Mädchen zum Tausch anbietet. Es wird auf diese Weise eine Form von Tauschhandel getrieben, gegen deren Sittlichkeit nicht der mindeste Einwand zu erheben ist.

Als Lebenseinheit sind die Geschlechter stark und geschlossen genug, um zu bewirken, daß in jedem Lager die Hütten einer Sippe zur nächsten Nachbarschaft gerückt werden, so daß die ganze Siedlung in Gruppen zerlegt erscheint. Das Großgeschlecht hat einen Mindestumfang von zwei Geschlechtern, da ja sonst keine rechte Heirat zustande kommen könnte.

Bis zu einem gewissen Grade darf das Geschlecht als eine Form auch staatlicher Einung gelten, da es ja einen Ältesten zum Haupt hat. Großgeschlechtshäuptlinge kommen vor, Starke, die sich ein gewisses Maß von Herrschaft verschaffen. Ganz selten sind Häuptlinge, die sich eine Gebieterstellung über das Großgeschlecht hinaus erringen<sup>2</sup>: zu ständigen Einrichtungen haben diese Versuche nicht geführt. Den Rang einer geschlossenen und eigentlich staatlichen Einheit besitzt das Großgeschlecht nicht nur wegen der zahlreichen Heiratsverbindungen, die seine Geschlechter lebensmäßig zusammenschweißen, sondern auch wegen des von ihm eingenommenen Wandergebietes, dessen Grenzen in der Regel nicht überschritten werden. Zu der stärksten Lebensregung, die der gereifte Staat kennt, zum Kriege kommt es nicht oft; aber er ist keineswegs ausgeschlossen. Bei den großwüchsigen Nachbarn der Bambuti war vor wenigen Jahren noch die Erinnerung wach, daß es einmal zu einem großen Angriff der Efe, eines Bambuti-Stammes, ge-

<sup>1</sup>) Schebesta, Bambuti 111f., 108ff. Hier Sippe genannt.

<sup>2</sup>) Ebenda 94, 110, 175, 209, 211. Clan genannt.

kommen sei, an dessen Furchtbarkeit sie noch mit Schrecken dachten und bei dem die Zwerge die Sieger blieben. Nur die Efe selbst hatten das ganze Geschehen schon vergessen<sup>1</sup>.

Ein erstes Emporkommen starker Tat und überragender Tatmenschen ist doch schon zu beobachten. Der Führer der Efe in jenen Kämpfen ist einem deutschen Forscher unserer Tage, demselben, dem die Schilderung der heutigen Bambuti zu danken ist, beschrieben worden als eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Maßen, vielleicht schon im Keim erinnernd an die zahlreichen napoleonischen Erscheinungen, wie sie der westafrikanische Völkerkreis bis auf unsere Tage nicht selten hervorgebracht hat. Und demselben Beobachter ist ein Geschlechtsältester begegnet, dem es gelungen war, sich zum Großgeschlechtshaupt der Bafwasengwe emporzuschwingen, und der nun die Herrschaft über seine ganze Völkerschaft erstrebte. Er suchte den Deutschen, der durch seine menschenfreundliche Art bei den Zwergen sehr beliebt und geradezu volkstümlich geworden war, für diesen seinen Plan zu gewinnen. Ihm war schon viel gelungen: er hatte seine Völkerschaft von der Oberherrschaft des benachbarten Negerstammes befreit, er hatte den Ackerbau in seinem Großgeschlecht eingeführt; aber sein Ehrgeiz ist doch nicht zum Ziel gelangt. Als er Eehändel, in denen er zum Schiedsrichter angerufen worden war, gegen die bis dahin gültigen Bräuche schlichten wollte, da biß er, wie der Berichterstatter erzählt, auf Granit, regte den leidenschaftlichsten Widerspruch gegen sich auf und mußte seinen herrschsüchtigen Versuch aufgeben.

Man sieht, Möglichkeiten zur Entfaltung von höheren geschichtlichen Gaben lagen im Keim auch in diesem Volk auf niederster Stufe und von tatsächlich geringer Entwicklungsfähigkeit verborgen. Aber sie sind in allen den Jahrtausenden, in denen sie ihre Bahn entlangschlichen, nicht dazu gekommen, diese Möglichkeiten zu starken Wirklichkeiten werden zu lassen.

Vielleicht ist die Geschichte dieser Entwicklung, so langsam sie sich auch vollzogen haben mag, nicht ganz frei von versuchten, dann aber wieder aufgegebenen Vorstößen gewesen. Ein Beispiel eines solchen Vorganges, das dem deutschen Berichterstatter als nur eben erst geschehen erzählt worden ist, lehrt, daß solche Vorstöße zuweilen doch viel plötzlicher sich vollziehen können, als wir anzunehmen pflegen. Der gleiche Häuptling, der den Ehrgeiz besaß, das Oberhaupt aller Bakango, d. h. einer ganzen Völkerschaft zu werden, hatte eine Tat schon vollbracht und sie auch auf die Dauer durchgesetzt: den Übergang zum Bananenbau. Der deutsche Forscher hat die noch sehr jungen Pflanzungen gesehen und sie freilich kümmerlich gefunden. Dennoch bedeutete diese Neuerung an sich etwas Außerordentliches: den Übergang eines sehr jungen Volkes aus der reinen Jagd- und Sammelwirtschaft zum Ackerbau. Wohl wurde sie in ihrer Bedeutung dadurch gemindert, daß sie sich auf dem Wege völliger Nachahmung vollzog, der Nachahmung

---

<sup>1</sup>) Schebesta, Bambuti 247, 249.

von weit überlegenen Nachbarstämmen. Trotzdem wird man einen solchen Schritt weiter hoch genug bewerten, vornehmlich um deswillen, weil ein Großteil aller Gesittungs- und Geistesneuerungen in der Urzeit diesen Weg eingeschlagen haben mag.

Das geistige Bild, das man von den Bambuti gewonnen hat, ist wohl auch ein wenig günstiger als das gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts empfangene; doch bleibt es dürftig genug. Im Glauben stellt es sich nicht so völlig arm dar wie in den damaligen Nachrichten, aber der Begriff des Tore, an den sie glauben, ist gänzlich ungewiß und verschwimmend. Denn nur aus tiefstem Mißverständnis kann er als Gott im Sinne der fest umrissenen Persönlichkeiten gedeutet werden, die auf den mittleren und höheren Stufen der Urzeit allmählich herangebildet wurden und schließlich zu wirklichen Göttern heranwuchsen. Ein Name, der zugleich Geist, die Seele der Toten und die heilige Trompete, die bei dem geheimen Dienst benutzt wird, bedeutet, ist alles andere als ein persönlicher Gott; nennt man dies Gebilde Geist, so ist ihm schon etwas zu viel scharfe Umrissenheit gegeben, zu viel Gestalt. Das Wesen, das den Bambuti vorschweben mag, ist offenbar ein dunkel geahntes Geistwesen, das Gewalt und nicht Gestalt ist, das mit der Seele der Toten, dann auch wieder mit scheu verehrten Gegenständen gleichgesetzt wird<sup>1</sup>.

Da jedoch die Trompete nicht nur für sich selbst steht, sondern auch als Sinnbild für die Tiergattung gilt, von der das Totem des Großschlechts nach Namen und Zeichen abgeleitet ist, so wird der von ihr umfaßte Begriff noch weiter, noch unbestimmter. Es ist, als sei Tore das Geheime, das nur zu Ahnende selbst, ein sehr nebelhaftes Etwas, das aber dem Unbestimmten, Schwimmenden, das man als den Urquell alles frühen Glaubens ansehen möchte, durchaus entspricht. Ob aber diese Vorstellung die den Bambuti eigentümliche ist, oder ob sie von den Glaubensgedanken der großwüchsigen Neger beeinflußt worden ist, bleibe dahingestellt. Diesem heiligen Wesen werden Opferspenden von Honig und von der Jagdbeute dargebracht<sup>2</sup>. Ganz stillt sich die Begierde nach dem Unbegreiflichen und nach Höhung des Lebens nicht durch diesen sehr elementaren Glauben. Im Urwald treiben der Nebel- und andere Geheimbünde ihr Wesen, halten im tiefen Dickicht geheime Feiern ab, die in erotischen Orgien gipfeln. Die sie begehen, sind Männer und Frauen; die Paare, die sich zusammenfinden, sind aber nicht die durch die Ehe verbundenen. Diese Bünde umgeben sich mit tiefem Geheimnis; sie stammen sicher von den großwüchsigen Negern. Die wilde Form von Leibesliebe, die sie beherrscht, hat um so mehr Bedeutung, als das Verbot jedes Geschlechtsverkehrs zwischen den Angehörigen eines Geschlechtes strengstens eingehalten wird, was gewiß doch ein hohes Maß von Leibesucht bedeutet<sup>3</sup>. Man sieht, der Gedanke

<sup>1</sup>) Schebesta, Bambuti 219ff.

<sup>2</sup>) Ebenda 237, 244, 265.

<sup>3</sup>) Ebenda 225f., 254, 111.

der Ausschweifung als eines Gegengewichts gegen sonst eingehaltene strenge Zucht gewinnt frühzeitig Macht über die Menschen.

Die Entfaltung der Verstandesgaben ist denkbar bescheiden. Während die Zwerge ein sehr scharfes Auffassungsvermögen der Sinne für alle Gegebenheiten ihrer Umwelt haben — sie sind auch berühmte Spaßmacher —, ist die Ausbildung ihres Verstandes nach seiten der Begriffsbildung, insbesondere der abziehenden nur denkbar gering. Denkwürdig ist ihr Verhältnis zur Zahl. Sie haben wohl ein Wort für »mehrere«, aber nicht ein Zahlwort<sup>1</sup>. Dieser Standpunkt ist um deswillen für die Entwicklungsgeschichte des Verstandes von besonders großer Bedeutung, als man ihn hier gewissermaßen an der Arbeit sieht, wie er sich zum Zählen hindurchringen will, aber dies noch keineswegs zustande gebracht hat. Da sonst, wie sich ergeben wird, die Zahl der Urzeitvölker groß ist, die doch wenigstens bis zur Zahl Drei und damit zum eigentlichen Begriff des Zählens durchgedrungen sind, so ist um so wichtiger, daß sich hier ein Beispiel findet, das das geistige Vermögen erkennen läßt, das dem Tun des Zählens dicht vorangeht. Denn obwohl auch, nach der Meinung des deutschen Beobachters, ein Wort für eins vorhanden ist, so ist schon das Wort für zwei im Verdacht, nur soviel zu heißen, wie »mehrere«. Die Drei kommt nicht vor und daraus ergibt sich, daß die Bambuti das eigentliche Zählen, das erst mit der Drei beginnt<sup>2</sup>, überhaupt noch nicht kennen.

Wenn die Bambuti große Tänzer sind, eine sehr lebhaft Mimik und endlich tonkünstlerische Anlagen verraten, so werden sie — was Geist und Gesittung angeht — zwar nicht an den allerersten Anfang der Menschheitsentwicklung gestellt werden dürfen; um so gewisser aber läßt sich von ihnen sagen, daß sie auf der Bahn dieser Entwicklung nur die allerersten Schritte zurückgelegt haben. Und wenn eines von ihrer eigenen Geschichte mit Sicherheit auszusagen ist, so ist es das Mindestmaß von Geschwindigkeit, das ihnen bei Zurücklegung selbst dieses kürzesten Weges verliehen war.

Zu den neuen Ergebnissen der Zwergenforschung gehört auch dieses, daß heut die früheste Kunde vom Volk der afrikanischen Zwerge noch um zwei Jahrtausende weiter rückwärts in die Tiefe der Zeiten gerückt ist; denn sie wird uns nicht mehr durch Homer zuteil, sondern durch eine Urkunde des Königs Nefrkare, eines Pharaos aus dem sechsten Herrscher-geschlecht, also von nach 2625 vor Jesus Christus, der mit sehnsüchtiger Vorfreude der Ankunft eines Zwerges entgegenseht, den ihm sein Feldherr aus dem Reiche Imam mitbringen soll, und den er mit der höchsten Sorgfalt zu bewahren befiehlt, damit er die Gottestänze tanze und dadurch das Herz des Königs mit Freude erfülle.

Zeiten und Zeiten sind über das Volk der Zwerge hingegangen und haben sie wenig weiter gebracht: die beste Fähigkeit, die ihnen heute nachgerühmt wird, die des ausdrucksvollen Tanzes, bewährten sie schon

<sup>1</sup>) Schebesta, Bambuti 212.

<sup>2</sup>) Vgl. u. Südostamerikaner: Wissen (nach den Forschungsergebnissen von K. v. d. Steinen).

damals. Aber vielleicht ist ihre Geschichte, d. h. die spärliche Summe der Nachrichten, die über sie erhalten sind, ein Beweis dafür, daß es unter diesen Urzeitvölkern der frühesten, der keimhaftesten Stufe solche gegeben hat, an denen fast fünf Jahrtausende vorübergegangen sind, ohne daß sie mehr als nur die wenigsten Schritte auf ihrer Bahn zur Kultur vorwärts getan haben.

## Zweiter Abschnitt.

### Wedda.

#### Erstes Stück.

#### Körperbeschaffenheit und Gesellschaftsordnung.

Eine gut begründete Lehre Völkerkundiger nimmt an, daß die asiatischen Kleinwüchsigen mit den Zwergnegern der afrikanischen Mitte blutsverwandt sind, so daß man in ihnen Sprengstücke einer Urrasse zu sehen hätte<sup>1</sup>. Der Wohnsitz der Wedda, die das von je genannteste und bekannteste dieser Urvölker sind und die heut wie schon immer, seit man von ihnen Kunde hat, kein Wandervolk mehr sind, würde dafür sprechen: die Insel Ceylon wäre in Zeiten, da sie über Südasien her sich verbreitet hätten, schon aber von stärkeren Völkern von Norden her verdrängt worden wären, die natürliche letzte Zufluchtsstätte für solche Völkerflucht gewesen, zugleich der Punkt, wo es kein Weiter mehr gab.

Die Körperbeschaffenheit dieser Stammesgruppe, die heut auf die Größe einer Völkerschaft zusammengeschmolzen ist, steht dieser Annahme nicht entgegen. Sie haben zwar nicht das Zwergenmaß ihrer mittelafrikanischen Vettern — die Männer haben bei den Bergwedda, die den Urzustand festgehalten haben, eine Körperlänge von 153, die Frauen von 143 Zentimetern im Durchschnitt — aber dieses Maß ist klein genug, um sie von ihrer heutigen Umgebung, den Tamilen und Singhalesen, mit denen sie sich in den Besitz der Insel teilen, scharf abzusetzen<sup>2</sup>. Auch daß ihre Hautfarbe dunkler als die der Zwergneger ist, und daß ihnen deren Hautbehaarung fehlt, wird von den Anthropologen nicht als ein Hindernis für jene Vermutung angesehen.

<sup>1</sup>) Pater Wilhelm Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit (1910) 25.

<sup>2</sup>) P. und F. Sarasin, Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften (Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon III: 1892/93) 111f. Abbildungen und Atlas. Das eingängige und wertvolle Buch wird durch den Untertitel »ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Rätsel der Lösung näher zu bringen« gekennzeichnet als ein von naturwissenschaftlichen Lehrweisen bestimmtes, aber recht eigentlich der Urzeitgeschichte dienendes Werk. Alle Dinge der Gesittung und des Geistes sind zwar unter die Aufschrift »Ergologie« gestellt, aber auch im Sinn genauer Beschreibung sehr ertragreich. Noch heute das Grundwerk.

Nur erscheinen die dreizehn Zentimeter, um die ihre Körpergröße die der Zwergneger übertrifft, wie Bild und Zeichen für ein kleines, aber merkliches Maß von Überlegenheit über Akka und Obongo. Ein wenig weiter sind sie über tiernahe Urzustände hinausgediehen.

Ein wenig günstiger sind sie auch ihren Leibesanlagen nach von der Natur ausgestattet. Wohl ist ihr Kopf in Europäeraugen durch mancherlei Mängel entstellt: das Gesicht breit und niedrig, die Stirne leicht fliehend, die Nase eingedrückt und vorn sehr breit. Aber sie haben nichts von der abschreckenden Häßlichkeit der afrikanischen Zwerge. Ihr Kinn ist spitz, ihre Augen groß, ihre Lippen stark, aber nicht wulstig, das schwarze Haar wohl derb, aber wellig, nie wollig, ihre Beine und Arme sind zwar mager, aber Unterarm und Unterschenkel im Verhältnis zum Oberarm und Oberschenkel länger als beim Europäer. Das Aussehen der Wedda ist bei wohlgeschaffenen jungen Einzelnen so gut, daß man sie für hübsche Leute erklären möchte.

Einige Eigenschaften verweisen in tierische Vergangenheit und erklären zugleich die Langsamkeit der geschichtlichen Entwicklung: die Fassungskraft ihres Schädels ist beträchtlich geringer als bei den Europäern: Weddamänner haben 1250 Kubikzentimeter gegen 1558 bei Europäern, Weddafrauen 1140 gegen 1337 bei Europäerinnen<sup>1</sup>. Es ist ein sehr geringer Schädelinhalt: von den etwas höheren Rassen haben selbst noch die Neger 1330 — Männer — und 1231 — Frauen<sup>2</sup>. In einen sehr frühen Entwicklungsabschnitt des menschlichen Leibes weist die Eigentümlichkeit des Fußbaues der Wedda zurück: die Entfernung zwischen der großen und den vier kleinen Zehen ist merklich größer als bei höheren Rassen, was in ein Zeitalter zurückweist, in dem der Mensch sich noch nicht völlig über das Vierhändertum des Affen hinaus entwickelt hatte<sup>3</sup>.

Der geringe Schädelinhalt mag doch auch eine trübe Voraussetzung für die Entwicklungsmöglichkeit dieses Menschheitsplitters bedeuten. Denn man sieht nicht wohl ein, wie etwa durch wachsende Ausbildung geistiger Fähigkeiten der Unterschied einer so konstitutiven Eigenschaft wie auch nur der zwischen Wedda und Negern aufklaffende hätte überwunden werden sollen. Vielleicht ist hier ein Beweis für das Übergewicht rassischer, angeborener Gegebenheiten über kulturelle, in geschichtlicher Zeit erworbene Eigenschaften gegeben. Doch sei dies nur angedeutet. Wollte man in diesem Punkt sicherer gehen, so bedürfte es zweifellos noch ausgebreiteter vergleichender Forschungen.

Die Vorbedingungen, die von Erde und Himmel her das Schicksal den Wedda zugeteilt hat, sind günstig genug, soweit Begünstigung der Lebens- und Nahrungsverhältnisse wirklich als Förderung anzusehen ist. Die Witterungsverhältnisse sind rein tropisch; das Jahresmittel, das 27 Grade beträgt, ist sehr hoch, dabei ist die Verteilung der Gegensätze gemäßigt: das Sommerhöchstmaß — von 35 Grad — entfernt

<sup>1</sup>) Genauer moderne Pariser und Pariserinnen (Ranke, Der Mensch II [2 1900] 257). Vgl. die Welckerschen Forschungen (ebenda II 258).

<sup>2</sup>) Vgl. jedoch ebenda II 73 f.

<sup>3</sup>) Vgl. die Forschungen von Schötensack.

sich nicht allzuweit von dem Sommermindestmaß — von 18 Grad<sup>1</sup>. Zwei Regenzeiten im Oktober/November und im April/Mai sind erträglich. Den Wedda macht bezeichnenderweise die Wärme keinerlei Beschwerde; sie beschwerten sich nur über die Kälte, die sie zuweilen in den Regenzeiten heimsucht<sup>2</sup>. Für die Pflanzendecke sind die denkbar günstigsten Bedingungen gegeben. Die Europäer haben hier alle Tropengewächse bis zu Kakao, Zimt und Chinarinde angebaut — Möglichkeiten, von denen freilich die Wedda nie haben Gebrauch machen können. Die Tierwelt ist ebenso tropisch und deshalb zuweilen lästig und gefährlich, vor allem in Gestalt einiger Arten Giftschlangen; doch kann sich immerhin auch ein Urzeitvolk der feindlichen Tiere leicht erwehren.

Die gesellschaftliche Gesittung hebt sich über die der Akka und Obongo kaum merkbar hinaus, insofern, als sich für die Vergangenheit zwar auch bei ihnen deutliche Reste von Hordenverfassung nachweisen lassen, als sie aber im jetzigen Zustand ausnahmslos zur Sonderfamilie übergegangen sind und zwar in Gestalt der Einehe — dies schwerlich aus sittlichen Bedenken gegen die Vielweiberei, sondern deshalb, weil sich nach den Ergebnissen der englischen Volkszählung von 1881 Männer und Frauen ungefähr die Waage hielten. Reste von Mischverkehr sind aber noch vor kurzer Zeit beobachtet worden: so die Sitte, daß innerhalb der Sonderfamilie Inzucht nicht nur erlaubt, sondern eigens erwünscht erscheint. Um 1835, aber auch vor 1863 hat man stellenweise den Brauch beobachtet, daß der Bruder eine seiner Schwestern, nur die älteste nicht, heiraten dürfe<sup>3</sup>, und von den Wedda des Nilyalabezirks ist auch noch für die Zeit gegen 1893 glaubwürdig ausgesagt worden, daß der Mann seine Schwestern, und zwar ältere wie jüngere<sup>4</sup>, ja auch seine Tochter, heiraten dürfe, nur die Ehe mit der Mutter wurde vermieden. Offenbar also war der Zustand des Geschlechtsverkehrs noch in Menschengedenken nicht viel anders, als er bei den Obongo an der westafrikanischen Küste beobachtet worden ist: Mischverkehr mit Einschränkung nur für das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter. Der Übergang zur Sonderfamilie aber hat sich mit solcher Entschiedenheit vollzogen, daß heute schon Behauptungen, als seien jene älteren Nachrichten auch gegenwärtig noch gültig, von den Wedda abgeleugnet werden.

Nur grobes Mißverstehen hat die Meinung verbreiten können, die Wedda seien zum Geschlechterbau übergegangen. Eine so überrasche Entwicklung würde allen sonstigen Erfahrungen an frühen Urzeitvölkern widersprechen; aber die Angaben, die von dem gleichen Forscher, der

<sup>1</sup>) Sievers, Asien (1904) 547.

<sup>2</sup>) Brenda J. und C. G. Seligman, *The Veddas* (1911); ein Buch, das vielfach belehrt, das Werk der Brüder Sarasin aber keineswegs erreicht oder gar überflüssig macht, und dessen soziologische Ausrüstung mangelhaft ist.

<sup>3</sup>) Nevill, *The Taprobanian* I 178; Bailey, *Veddahs* (*Ethnolog. Soc. N. S.* XIX 294f.).

<sup>4</sup>) Sarasin, *Ceylon* III 466f.

diese Behauptung vertritt, gemacht werden, widerlegen die Nachricht selbst. Wenn nämlich in einem Atemzug verkündet wird: einmal, daß die Wedda Inzuchtverbot und Mutterfolge eingeführt, also das normale Muttergeschlecht eingerichtet hätten, zweitens aber, keine Heirat sei so beliebt wie die mit der Tochter des Mutterbruders<sup>1</sup>, so ist daraus zu entnehmen, daß eine von diesen beiden Auffassungen falsch ist, und natürlich nicht die durch eigene Aussagen der Wedda beglaubigte, sondern die von einem englischen Forscher aus heiler Haut und aus oberflächlicher Kenntnis des Aufbaus von Geschlechterstaaten konstruierte. Die Quelle des Fehlers ist vermutlich darin zu suchen, daß die Waruge, d. h. die Siedlerschaften, in die die Wedda sich teilen, nach den Beobachtungen des gleichen Reisenden nicht ihre jungen Männer in eine andere Siedlerschaft heiraten lassen — eine Maßnahme, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur staatlichen Ursprungs ist. Denn wenn uns berichtet wird, daß die Waruge sich lebensmäßig auch im Alltagsverkehr streng gegeneinander absperren<sup>2</sup>, so ergibt sich die Unterlassung jeder Zwischenheirat als selbstverständliche Folge. Dem entspricht es denn auch, daß der sehr viel schärfer beobachtende deutsche Forscher das Dasein von irgendwelchem Ausheiratsgebot nachdrücklich leugnet<sup>3</sup>.

Der Entwicklungsgang, der aus allen diesen Nachrichten über die Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit mit einiger Sicherheit erschlossen werden kann, ist der, daß noch in Menschengedenken ein Übergangszustand herrschte, der zwar die Sonderfamilie schon völlig durchgesetzt zeigt, in dem aber die Überlebsel der alten Hordenverfassung und ihres Mischverkehrs noch fast völlig erhalten geblieben waren. Wenn die Verheiratung mit Schwestern und Töchtern freigestellt, nur die mit der Mutter verboten ist, so ist in Hinsicht auf die Regelung des Geschlechtsverkehrs doch eigentlich nur der erste Schritt geschehen.

Für die Wirkung und den inneren Bau der Sonderfamilie scheint eine Beobachtung wichtiger als alle anderen: die eheliche Treue zuerst der Frauen, die ihrethalben geradezu gerühmt werden, aber auch der Männer ist zwar durch keinerlei Verbote oder gar Strafe gewährleistet, wohl aber durch eine bei beiden Geschlechtern eigens rege Eifersucht.

Daß die Sonderfamilie, insonderheit dann, wenn sie zur Einehe ausgebildet ist — und sei es auch nur, wie bei den Wedda, aus Frauenmangel —, eine so augenfällige seelische Vertiefung und damit auch engere Bindung des Lebensverhältnisses zwischen Mann und Frau herbeiführt, ist von hoher seelengeschichtlicher Bedeutung, vorzüglich auch um deswillen, weil dieser Vorgang auf einer so niederen Entwicklungsstufe eintritt.

Als Ursprung für den heutigen Mischzustand wird auch hier, wie bei den Obongo in Westafrika, die Horde angenommen werden dürfen, und

<sup>1</sup>) Für die sich schnurgerade widersprechenden Auffassungen vgl. Seligman (*The Vedda* 65 und 94, vgl. auch 96, 87), der offenbar nur sehr verschwommene oder — deutlicher gesagt — völlig irriige Vorstellungen vom Wesen und Bau des Geschlechterstaates hat.

<sup>2</sup>) Sarasin, *Ceylon* III 481.

<sup>3</sup>) Ebenda III 485.

zwar in der von dem Weitblick Morgans als am wahrscheinlichsten angesetzten Form, in der von ihm so benannten syndyasmischen Familie, also in einem Geschlechtsverkehrsverband, der, sei es noch tatsächlich, sei es der Abstammung nach, durch ein Haupt zusammengehalten wird, in dem aber sonst dem Geschlechtsverkehr noch keine Grenzen gezogen sind.

Der staatliche Zustand, der sich über dieser Geschlechtsverkehrsverfassung aufbaut, ist weder sehr straff noch irgend reich gegliedert. Die Einteilung der Wedda, die sich europäischen Beobachtern zunächst als die augenfälligste darstellt: die in Dorfwedda und Felswedda hat keinerlei staatliche Bedeutung, sondern nur die von Gesittungsstufen. Die Dorfwedda sind die zuerst von den Singhalesen, später von den Engländern etwas anzivilisierten Wedda, die zumeist an der Küste in Dörfern angesiedelt leben. Die Felswedda aber sind die eigentlichen Wedda, die noch vor kurzem in ihrem wenig geänderten Urzustand lebten, und die mit gerechtem Stolz auf die halb europäisierten und abhängig gewordenen Dorfwedda herabblickten.

Im Vergleich zu den Akka und Obongo erscheint als der wesentlichste Vorzug gesellschaftlicher Gesittung, daß die Wedda feste Sitze gewonnen haben. Sie haben auf der Insel Ceylon, die selbst ein weites Land ist — so groß wie Ostpreußen und das ehemalige Westpreußen zusammengekommen — einen fest umgrenzten Bezirk inne. Sie haben zwar frühzeitig die Oberhoheit der Könige der ihnen an Kraft und Stufe überlegenen Singhalesen anerkennen müssen; doch wurde ihnen durch diese Oberherrschaft nur ein geringes Maß von Abhängigkeit zugemutet; selbst der Tribut an Elefantenzähnen und anderen Naturalabgaben, den sie abzutragen hatten, wurde zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch durch Gegengaben an Pfeilen und Zeug nahezu ausgeglichen<sup>1</sup>.

Es war für dies kleine und körperlich schwache Volk doch eine nicht unbeträchtliche Leistung von staatlicher Kraftanspannung, daß sie sich überhaupt als geschlossener Staatskörper hielten. Zu den Zeiten ihrer völligen Unabhängigkeit bewachten sie ständig ihre Grenzen, und wenn ein Durchreisender ihr Gebiet passieren wollte, so gewährten sie ihm das freundlich, speisten ihn auch, aber bei der zwölf Tage währenden Wanderfahrt gaben sie ihm immer einen Begleiter mit: in jeder Waruge einen neuen<sup>2</sup>.

Auch die innere Gliederung der Wedda, die man nach ihrem heutigen Bestand — nach der Zählung von 1881 mit Einschluß der Dorfwedda 2220 Köpfe<sup>3</sup> — nur noch eine Völkerschaftsgruppe nennen dürfte, ist weit straffer als etwa die der Akka und Obongo und wohl auch manchen großwüchsigen Siedlerschaftsvolkes. Die sechs Waruge, die, jede mit eigenem Namen bezeichnet, heute in der Hauptsache die Gesamtheit der Felswedda ausmachen, haben jede einen abgegrenzten Bezirk inne<sup>4</sup>;

<sup>1</sup>) Bericht von Knox aus dem Jahre 1768 (Seligman, The Veddas 6).

<sup>2</sup>) Sarasin, Ceylon III 479.

<sup>3</sup>) Ebenda III 79.

<sup>4</sup>) Seligman, The Veddas (1911) 30f.

sie sind seelisch soweit voneinander geschieden, daß sie wenig voneinander wissen, ja daß sie voneinander erschrecken<sup>1</sup>. Sie geraten zuweilen miteinander in Streit und es kommt zu Gefechten zwischen ihnen, in denen 20 oder 30 Männer fallen; aber diese Kämpfe gehen rasch vorüber.

Der Älteste, der an der Spitze jeder Waruge steht, hat nicht allzuviel Macht; er ist der geistig oder leiblich Hervorragendste in seiner Siedlerschaft; seine Stellung beruht auf Ansehen und Gewohnheit, sie ist zuletzt abhängig von dem freien Willen der Einzelnen. Und dieser ist, das ist der entscheidende Eindruck, den aufmerksame Europäer von diesem Völkchen erhalten haben, stolz und spröde. Schon vor 1681 hat ein Statthalter der Holländer, die damals die Herrschaft über die Insel in Anspruch nahmen, davor gewarnt, daß man den Wedda harte Männer zu Vögten setzte<sup>2</sup>.

Ein freundliches Schicksal hat für die Wedda, ganz ähnlich wie für die Akka und Obongo, es gefügt, daß die europäische, ja auch die indische Überlieferung von ihrem Dasein und selbst von ihren Zuständen sehr frühe Kunde bewahrt hat. Schon aus dem Jahre 543 vor Beginn unserer Zeitrechnung hat die Mahavansa-Chronik von Ceylon Nachrichten über sie festgehalten. Sie erstattet einen etwas märchenhaften Bericht darüber, daß in diesem Jahr Vijaya, der Begründer des ersten singhalesischen Königreiches auf Ceylon, nach der Insel gekommen sei und die Tochter eines einheimischen Oberhäuptlings geheiratet habe. Er habe dann mit ihrer Hilfe ihr Volk, die Yakka, wie die Wedda damals hießen, besiegt und viele von ihnen getötet. Vijaya hat dann — so wird weiter von der Chronik erzählt — die Häuptlingstochter verstoßen und diese ist dann schließlich von ihrem eigenen Volke, das sie so sehr geschädigt hatte, getötet worden. Ihre beiden Kinder aber, ein Sohn und eine Tochter, werden gerettet, sie heiraten sich und werden die Stammältesten der Wald-Wedda.

Wieviel auch immer von dieser Geschichte Wahrheit oder Dichtung ist, es scheint doch aus ihr hervorzuleuchten, daß die Wedda damals auch mächtigere Häuptlinge besessen haben. In der Tat weiß denn auch die Mahavansa-Chronik für einen Zeitpunkt, der fünfzig Jahre nach der Eroberung der Insel durch die Singhalesen gelagert ist, zu berichten, daß die Wedda damals einem mächtigen Oberhäuptling gehorcht hätten, unter dem eine Anzahl von Unterhäuptlingen gestanden hätten.

Eine Nachricht von großer Bedeutung, nicht weil hier von einer Tatsache jener äußeren Geschichte berichtet wird, die so vielen Forschern als der eigentliche Inhalt alles menschheitlichen Geschehens gilt, sondern weil damit ein Anstieg des kleinen Volkes zu stärkerer Spannung und Betätigung handelnder Kraft beglaubigt wäre. Diese Aufwärtsbewegung hat nicht angehalten, sie ist wieder rückgängig geworden, und die Wedda sind in den alten Zustand eines zwar paradiesisch-ruhevollen, aber auch gänzlich spannungslosen und unbewegten Daseins zurückgesunken, in dem sie sich noch vor kurzem befanden.

<sup>1</sup>) Hartshorne, The Veddas (Fortnighthy Rev. XIX [1876] 416).

<sup>2</sup>) Sarasin, Ceylon III 475—478, 532.

Gleichwohl wird durch dies Geschehen erhärtet, daß dies Volk der Weiterentwicklung fähig war, und wenn man aus dieser Beweglichkeit der Gesittung auf die Entwicklungsfähigkeit ihrer Leibesverfassung schließen darf, gewinnt die Annahme der Völkerkundigen an Wahrscheinlichkeit, daß die Wedda mit mancherlei Sprengstücken minder entwickelter Rassen in Ostindien stammverwandt sind und einer Unterschicht der ostindischen Bevölkerung angehören, aus der sich die dravidischen Völker dort und in Ceylon die Tamilen entwickelt hatten<sup>1</sup>. Man will auch Ähnlichkeiten ihrer Körperbeschaffenheit mit der der festländischen Australier bemerkt haben und hält für möglich, daß auch diese sich aus der Weddastufe entwickelt haben<sup>2</sup>. Treffen alle diese Vermutungen zu, dann ist diese Ur- und Zwergrasse in einen näheren und vornehmlich einen flüssigeren Zusammenhang mit benachbarten großwüchsigen Völkern gestellt.

Die Wirtschaftsform, auf der als Grundlage sich der hier geschilderte Oberbau erhebt, ist sehr unreif: Sammel-, Jäger-, Fischerwirtschaft. Sie sammeln mit einem Grabstock Wurzeln, ferner wohlschmeckende Rinden, Früchte; den Honig der wilden Bienen gewinnen sie mit unendlicher Schwierigkeit auf gefahrvollen Leitern. Sie essen im Fall der Not zerfallenes Holz mit Honig gemischt. Sie sind vorzügliche Jäger: sie erlegten früher selbst Elefanten mit Pfeilen. Aber noch ihr Fischfang ist denkbar ungefü, sie schießen auf Fische mit Pfeilen oder töten sie durch Vergiftung der Wasserläufe. Sie wissen weder vom Rauschgift gegorener Getränke, noch von dem des Tabaks. Sie kennen noch nicht einmal das Salz.

Ihr Handwerk steht noch vor dem Zeitalter des Eisens; aber der Tauschhandel, den sie sich eingerichtet haben, hat vorzüglich eiserne Beile und Pfeilspitzen zum Gegenstand. Wenn sie die bei den singhalesischen Schmieden bestellen, verhalten sie sich nicht viel anders als die Akka, wenn sie ein Bananenbeet abernten wollen. Sie legen in die Nähe der Werkstatt ein Blatt, das so ausgeschnitten ist, daß seine Umrisse zum Muster dienen können und fügen dazu einiges Wildfleisch. Der Schmied legt dann die fertige Pfeilspitze an die gleiche Stelle, und sind die kleinen Jäger mit der fertigen Ware zufrieden, so legen sie noch etwas mehr Fleisch an den Ort. Führt aber der Schmied diesen Auftrag nicht aus, dann fügen sie ihm zu nächtlicher Weile mit ihren Pfeilen Unbill zu. Im siebzehnten Jahrhundert hat der schottische Reisende diesen Brauch in vollem Schwang beobachtet<sup>3</sup>. Kein Ackerbau, keine Viehzucht, fast kein Gewerbe findet sich bei den Wedda. Selbst den Hund, den sie von außen übernommen haben, vermögen sie nicht zu züchten.

Die Weddafrauen haben es noch nicht bis zur hohen Kunst des Kochens gebracht. Doch die Männer — eine Stufe höher gedungen als die

<sup>1</sup>) Seligman, *The Veddas* 422.

<sup>2</sup>) Sarasin, *Ceylon* III 353—357.

<sup>3</sup>) Ebenda III 402ff., 440ff.; für die alte Zeit Knox, *An historical relation of the Island Ceylon in the East Indies* II (1684) 5.

Akka — haben die Kunst der willkürlichen Feuererzeugung und den Feuerbohrer erfunden. Die Töpferei ist ursprünglich unbekannt, nur das Flechten von Schnüren und Seilen ist Eigengut<sup>1</sup>. Der hier geschilderte Zustand von um 1910 ist fast völlig zerrüttet.

### Zweites Stück.

#### Seelische Gesittung.

Welche seelische Gesittung entsprach nun dieser dürftigen äußeren? Die meisten Bilder, die man von den Bergwedda aufgenommen hat, lassen Menschen erkennen, die mit scheuen und erschrockenen Augen in die Zurüstungen der sie neugierig betastenden Europäer hineinschauen. So verstört, so unsicher sind ihre Blicke, daß man wünschen möchte, sie würden einmal von Seelenheilkundigen aus Kretschmers Schule auf ihren Seelenzustand untersucht; man möchte denken, er würde sich als unfest und labil genug herausstellen. Doch wird man aus dem Verhalten von Urwaldmenschen, die eben die harte Probe der Untersuchung, auch des Photographiertwerdens durch zudringliche Weiße bestehen sollen, nicht voreilig urteilen. Wunderlicherweise hat man die Wedda früher für ernst und verdrossen gehalten und hat gemeint, sie seien der Kunst des Lachens ganz unmächtig. Späteres, besseres Kennenlernen hat ergeben, daß, wenn sie nur unter sich sind, ihre Gelassenheit sich in Heiterkeit verkehrt und daß sie Lachen, Scherz und Tanz, auch Rätselraten lieben<sup>2</sup>.

Von ihrem alten Wandergeist ist noch viel in ihnen lebendig: nur in den Regenzeiten versammeln sie sich in größeren Gruppen in Felshöhlen; in der trockenen Zeit lösen sie sich in Sonderfamilien auf und diese schweiften dann in den Waldgebirgen frei herum. Sie errichten sich Hütten der leichtesten Art; als Unterkunft ist ihnen oft selbst ein breitwipfeliger Baum genug. Sind Elefanten in der Nähe, klettern sie in die Zweige der Bäume und machen sich da auch wohl ein Gestell. Ihre Warugegrenzen halten sie achtsam inne<sup>3</sup>.

Ihre Gemütsart wird als still, friedsam, gastfreundlich, mitleidig, dankbar bis zur Aufopferung, ernsthaft, wahrheitsliebend geschildert. Sie sind scheu und gelten deshalb zu Unrecht für furchtsam. Sie können aber, wenn gereizt, jähzornig werden und sind, wenn ihnen ein Streit aufgedrungen wird, tapfer im Kampf, ausdauernd im Ertragen von Schmerzen, gelassen im Sterben. Sie haben ein sicheres Eigentumsgefühl, sie achten die Grenzen und Rechte der Anderen. In den Höhlen haben die Sonderfamilien ihre ihnen allein gehörigen Plätze, die sorgfältig innegehalten werden. Die Jagdbeute, die Mahlzeiten teilen sie

<sup>1</sup>) Sarasin, Ceylon III 451ff.

<sup>2</sup>) Irving Hartshorne, Veddas (Fortnightly Rev. N. S. XIX 1876) 409f. und Sarasin (Ceylon III [1891] 540f.); richtig Seligman, The Veddas (1911) 32, 85, 105f.

<sup>3</sup>) Sarasin, Ceylon III 379f., 381f.

meist und gern, auch wo die Frauen die Speisen einzeln bereitet haben. Raub und Diebstahl fehlen gänzlich.

Seit Jahrtausenden sind die Priester aller höheren Glaubensformen eifrig beschäftigt, den Menschen die Überzeugung beizubringen, daß sie von Grund auf böse seien, daß sie nur durch die Zuchtrute der Götter, das Strafgericht eines höchsten Gottes zu einem sittlichen Leben angehalten werden können. Dies Volk, das die Kinderzeit bis zum heutigen Tag festgehalten hat, scheint zu beweisen, daß der Mensch, wenn das Schicksal ihm nur vergönnt, den ursprünglichen Kern seines Wesens unangetastet zu bewahren, ohne alle diese Zuchtmittel, ohne die Strafen der Götter und die Ängstigungen durch Priester und Weltweise imstande ist, ein recht reines und in Wahrheit gutes Leben zu führen. Den Wedda wenigstens ist dies ohne Dekalog und kategorischen Imperativ gelungen.

Nur freilich — und dieser Einwand entwertet jene Sicht in hohem Grade — dieser Erfolg hat zur Voraussetzung einen Gesellschafts- und Geisteszustand, der nur eben die allerersten Entwicklungsabschnitte hinter sich hat, und der in all den Jahrtausenden, in denen sich für die hohen, heute reifen Völker die ganze Fülle ihrer Stufenalter-Reihe entfaltet hat, durch kein anderes Verhalten als ein freundlich-geruhiges Genießen dieser einmal erreichten Lebensform gefördert worden ist. In unablässigen Jägerfreuden und in ruhig-friedlichem Sichvertragen abends in der Wohnhöhle oder leichten Wanderhütten, so sind diesem Völklein seine Tage vergangen. Es hat keinen Durst nach Taten, keinen Ehrgeiz bildnerischen, forschenden oder selbst nur gläubig-ahnenden Schaffens verspürt, es ging auf im reinen Sein.

Dem Europäer, der offenbar einem Wedda ein unzufriedenes Gesamturteil über das von ihm geführte Leben abfragen wollte, antwortete der Mann gelassen: es ist uns angenehm, wenn der Regen uns über die Schultern fließt, und es ist gut hinauszugehen und Brotwurzeln zu graben und naß nach Hause zu kommen und das Feuer in der Höhle brennen zu sehen und ums Feuer zu sitzen<sup>1</sup>.

Nicht einmal die besonderen Zufälle des Lebens, an die der formende Drang auch sehr früher Völker sich zu hängen liebt, um sie zu Fest und Feier auszugestalten, veranlaßt die Wedda das stets gleiche Fließen ihrer Tage zu unterbrechen. Eine völlig zeremonienlose Begehung der Hochzeit ist nachgewiesen und ein Ansatz zu stärkerer Betonung, der an anderer Stelle beobachtet ist, ist kümmerlich genug: Braut und Bräutigam tauschen den Lendenschurz. Aus der gleichen Wurzel einer noch wenig entwickelten feinen Sinnlichkeit mag die Tatsache entspringen, daß die Wedda ursprünglich keinerlei Kleidung trugen. Denn aus welchem Grund immer die Menschheit zur Bekleidung übergegangen sein mag — die Entstehung der Scham ist sehr schwer zu erklären —, auch die Freude an Schmuck und Hervorhebung einzelner Körperteile muß dazu beigetragen haben. Noch vor kurzem trugen Männer wie Frauen eine Lendenschnur; heut, unter fremdem Einfluß, tragen die

<sup>1</sup>) Seligman, The Veddas (1911) 84.

Männer einen Lendenschurz, die Frauen ein von der Hüfte bis zu den Knien hängendes Tuch<sup>1</sup>.

Aber überhaupt machen sie sich nicht viel Umstände mit dem Leben: sie kennen keinerlei Form der Leichenbestattung: sie bedecken den Körper eines Verstorbenen mit Blättern, legen ihm allenfalls noch einen Stein auf die Brust und lassen ihn liegen<sup>2</sup>. Schwerlich aus einer betonten Rohheit des Gefühls, sondern eher aus dem Wunsche, alles recht schnell abzutun.

Und so ist denn auch ihr geistiges Leben noch denkbar unentwickelt. Ihr Glauben spielt in ihrem Lebenshaushalt eine so geringfügige Rolle, daß der erste Reisende, der zu den Wedda kam, vermeinte, sie besäßen keinerlei Glauben, weder an höhere Wesen noch an eine Fortdauer des menschlichen Daseins nach dem Tode<sup>3</sup>. Gewissenhaftere Untersuchung ergab doch ein wesentlich anderes Bild: die Wedda glauben nicht nur an die Fortdauer des Daseins des Einzelnen nach seinem Tode, sondern alles, was sie überhaupt an Glaubensvorstellungen von übermenschlichen Wesen ausgebildet haben, knüpft an ihren Glauben an die Seelen der Toten an. Sobald ein Wedda fünf Tage gestorben ist, veranstaltet man vor der Leiche eine Feier für den Verstorbenen, der nun ein *Nae Yaku* geworden ist, ein Totengeist; ein Opfer von Kokosmilch und Reis wird verrichtet; der Seher, der den Dienst begeht, umtanzt die Leiche, wird besessen und hält in diesem Zustand an, bis der angerufene Geist des Toten verspricht, daß Wild, Honig und Brotwurzeln den Hinterbliebenen reichlich zu Teil werden sollen. Dann verschwinden der Geist des Verstorbenen und die anderen *Nae Yaku*, die zu seinem Geleit gekommen sind.

Dies Alles ist um deswillen eigens denkwürdig, weil hier nicht, wie sonst häufig bei weit höher gediehenen Urzeitvölkern, die Totenseelen mit einem Fest geringeren Ranges, das ihnen allen gilt, abgespeist werden, sondern weil jeder einzelne Tote gefeiert wird, wenngleich nur das eine Mal. Des Ferneren ist dieser Totenseelendienst vor anderen seinesgleichen auch bei weit reiferen Urzeitvölkern dadurch ausgezeichnet, daß die Totengeister sogleich zu Gegenständen der Verehrung erhöht werden, während sonst etwa die Regel ist, daß den Toten eher eine Unterstützung geliehen, eine Wegzehrung für ihre Reise ins Totenreich mitgegeben wird, so daß sie die Beschenkten, nicht aber die Spendenden sind. Ob nun aber wirklich diese Glaubensgebilde, wie man annimmt<sup>4</sup>, ursprünglicher und eigenwüchsiger Besitz der Wedda oder ihnen von außen her übermittelt sind, sei dahingestellt. Da sie schon fast zweieinhalb Jahrtausend lang fremden, insbesondere singhalesischen Einwirkungen ausgesetzt waren, so hätte ihnen dies leicht genug widerfahren können.

<sup>1</sup>) Sarasin, Ceylon III (1892f.) 461, 386; Seligman, The Veddas 69.

<sup>2</sup>) Ebenda III 442.

<sup>3</sup>) Hartshorne, The Veddas (Fortnightly Rev. N. S. XIX) 413, hier wie öfter wenig zuverlässig.

<sup>4</sup>) Seligman, The Veddas 132.

Von einem Totenort ist bei den Wedda nicht die Rede. Sie nehmen an, daß die Geister der Verstorbenen sich zunächst an der Todesstätte aufhalten, bis sie nach dem ersten ihnen gespendeten Opfer in das Gefolge des *Kande Yaku* eingehen und nun als *Nae Yaku* hilfreich oder verderblich in das Leben der Menschen einwirken können, wie andre Geister längst Verblichener, die sich etwa als Jäger ausgezeichnet haben und dadurch sich einen Platz im Gedächtnis der Menschen gesichert haben — zugleich ein denkwürdiger Beleg dafür, wie erstmalig geschichtliche Erinnerung entsteht.

Ja es kommt schon zu der Aufhöhung eines einzelnen Totengeistes zu einem Führeramt in der Welt der Toten; es ist *Kande Yaku*, der große Heldengeist, der Herr der Jagd und der Totenwelt, auch er ein wirklicher Mensch, der einmal gelebt hat. Er hat aber keineswegs etwa die Rolle eines Halbgottes angenommen; er ist noch kaum so stark wie die großen Tiergeister etwa der Nordwest-, etwa der Nordostamerikaner; er reicht nicht von fern an die Machtebene eines Heilbringers und hat auch nichts mit dessen Weltschöpfereigenschaften gemein; er mag am ehesten mit dem großen Wanderer verglichen werden, der bei manchen Stammesgruppen der nordamerikanischen Nordwestküste, z. B. bei den Tschinuk und Schöschwap im Mittelpunkt der Gestalten des Glaubens steht<sup>1</sup>. Eine besondere Verehrung aber genießt er durchaus: er wird mit dem *Nae Yaku*, dem Geist des eben Verstorbenen ausdrücklich zur Leichenfeier gerufen und man nimmt von ihm an, daß er den Toten aus dem Bezirk der Geister zu der Stätte seines entseelten Körpers geleite.

Der Seher betritt die Bühne der Menschheitsgeschichte, zunächst doch noch nicht allzu mächtig. Immerhin hat er — ein erstmaliges Beispiel zugleich von wirklicher Berufsbildung — doch die Ausübung der Totenbeschwörung, die sicherlich in einem früheren Entwicklungsalter dem Einzelnen, jedem Einzelnen überlassen geblieben war, an sich gerissen. Daß dies so ist, leuchtet auch noch aus dem heutigen Brauch hervor, daß einige der Hinterlassenen ebenfalls besessen werden.

Diese Besessenheit, als seelische Gewalt fast so mächtig wie Sehertum und Priesterschaft, mag uns Kindern einer so unendlich viel nüchterneren, einer vielleicht allzu nüchternen Zeit immer eigens schwer erklärlich erscheinen. Ermißt man aber den Tatbestand, so wird man finden, daß der Urzeitmensch sich nur klar und folgerichtig in dieser Sache verhalten hat. Wenn er, durch irgendein Bedürfnis des Lebens dazu gelangt, entdeckte, daß dem Menschen in der äußersten Erregtheit Kräfte zuwachsen, über die er sonst nicht verfügt, und daß insbesondere sein suggestiver Einfluß auf seinen Nebenmenschen beträchtlich zunimmt, so hätte er geradezu widersinnig gehandelt, hätte er sich dieser Möglichkeit nicht bemächtigt. Alle die Schranken, auf die dieses leib-seelische Vermögen stößt und die die heutige Heilkunde völlig durchschaut, und vielleicht zuweilen etwas zu hoch einschätzt, kannte er nicht; die

<sup>1</sup>) Vgl. Geschichte der Menschheit I (1907) 254 ff. Glauben, Himmelsgötter.

einzelnen Fälle, bei denen es ihm gelang durch hypnotische oder verwandte Einwirkung Heilung zu erzielen, verallgemeinerte er. Wie verkehrt hätte er nach der Spannweite seines Wissens gehandelt, hätte er dieses Mittel nicht schließlich gegen alle Krankheiten angewandt. Von der Heilung durch Besessenheit aber bis zur Totenbeschwörung war der Weg nicht weit.

Nach der Anfangsbeschwörung dicht nach dem Tode des Verstorbenen nahm man doch auch später noch zuweilen den Schutz und die Hilfe der Totengeister in Anspruch, immer für die Zwecke und Nöte des eigenen Lebens. Vornehmlich auf der Jagd rief man sie an, nunmehr wie erklärte Schutzgeister.

Ein eigens schönes Zeugnis für das seelische Verhältnis, in das man sich solchergestalt mit den Geistern der Abgeschiedenen setzte, läßt der Festbrauch erkennen, nach dem man bei dem Opfermahl verfuhr, das die Begehung der Totenbeschwörung beschloß. Zu den Speisen, die man für die überirdischen Gäste ausbreitete, rief man sie mit folgenden Worten: Seid begrüßt, seid begrüßt, welche von den Unrigen haben euch zur rechten Zeit geladen. Weißen Reis spenden wir euch; eßt und trinket. Nicht dürft ihr von uns Unrechtes denken. Wir essen und trinken mit euch die gleiche Speise. Es wurden immer neue Geister angerufen, doch auch teilzunehmen<sup>1</sup>, es war ein Mahl liebevoller Vereinigung mit allen Abgeschiedenen, das man feierte. —

Bis jetzt ist der Glaube geschildert, soweit er die Beziehungen der Wedda zu den Toten und ihren Geistern angeht. An sich liegen den Wedda diese Ziele ihres Glaubens bei weitem am meisten am Herzen. Alle Untersuchungen, die deutsche und englische Forscher bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts an den Wedda angestellt haben, haben noch keine anderen Ergebnisse gehabt. Gegen 1909 aber haben Forschungen, die gründlicher gewesen sein müssen, doch noch andere Gestalten des Weddaglaubens hervortreten lassen: ganz gewiß nicht, weil sie etwa um diese Zeit in ihrer Vorstellungswelt mächtig geworden wären, sondern weil jetzt erst den Europäern diese Dinge ruckbar geworden waren. Die Wedda, das geht daraus hervor, müssen sich genug Mühe gegeben haben, diese Gestalten und die heiligen Sagen, die sich an sie knüpften, vor den Augen der Fremden geheim zu halten. Dazu aber kommt, daß alle die Glaubensvorstellungen, von denen jetzt noch die Rede sein soll, zwar sehr alten Bestandes sind — einzelne von ihnen sollen schon in indischen Überlieferungen des vierten Jahrhunderts vor Jesus Christus als von den Wedda gehegt genannt sein —, aber offenbar nicht eigentlich weddaisches, sondern fremdes, singhalesisches Gepräge tragen. Aus diesem Grund wird man weder sehr geneigt sein, sie als einen zugehörigen Bestandteil der Weddakultur anzusehen, noch weniger aber sie als ein echtes Erzeugnis des Geistes dieser Zwergrasse einzuschätzen.

---

<sup>1</sup>) Bailey, Veddas (Ethnolog. Soc. N. S. XIX) 294ff.; Seligman, The Veddas 131, 149ff., 160.

Dies verbieten ganz ebenso sehr einzelne Zeugnisse dieses halbsinghalesischen Geisterglaubens wie einzelne Bestandteile ihres Geisterdienstes. Gale Deviya, der Geist vom Felsen, heißt ein Geist, der zwar völlig zu Unrecht von englischen Forschern als *god of the rock* bezeichnet wurde — die Wedda selbst haben auf Befragen erklärt, Gott nannten sie ihn nur deshalb, weil sie glaubten, daß ihm das wohl gefiele —, der aber doch als ein besonders mächtiger Geist sich hoch über die Totengeister des gewöhnlichen Ranges erhebt. Daß der neue Kult fremden Ursprungs ist, wird für europäische Kenntnis dadurch erhärtet, daß die nordwestlichen Kandia-Singhalesen einen ihm völlig gleichen haben und pflegen. Zu allem Überfluß besteht aber noch heute unter den Wedda eine Sage, die den fremden Ursprung dieses größeren Geistes geradezu bestätigt. Sie überliefert von ihm, daß in sehr alten Zeiten an der Ostküste von Ceylon ein Schiff gelandet sei, das ihn hergebracht habe. Und so erzählen nicht nur die tamilisch sprechenden Wedda der Küste, sondern auch die Wedda des Binnenlandes.

Dieses späte Kommen aus der Fremde hat dieser Gestalt ihr Emporstiegen zu Ansehen und Verehrung nicht erleichtert; man nimmt an, daß sie sich im Kampf gegen den Buddhismus zu behaupten hatte. Und selbst der völkische Gegensatz zwischen Wedda und Singhalesen ist ihr an sich nicht zu Gute gekommen: die Wedda hatten keineswegs die Meinung, daß die Singhalesen ihnen übergeordnet und an Rang überlegen seien. Sie verfochten vielmehr die Ansicht, daß ihre höchsten Geschlechter ganz ebenso vornehm seien, wie die Singhalesen.

Es hat sich an den Wedda, wie an den Singhalesen, auch mancherlei Blutmischung geltend gemacht: die Singhalesen haben meist braune und nur einzelne schwarze Haut; von diesen nimmt man an, sie seien dravidischen Ursprungs. Derselbe Unterschied findet sich aber auch bei den Wedda, so daß die Möglichkeit besteht, daß auch sie — wenn auch nur in einzelnen Mischlingen — Anteil an diesem nicht eben hoch zu schätzenden festländischen Bluterbe haben. Dagegen ist es aber vermutlich weit irreführend, wenn man annimmt, daß die Wedda in irgend welchen weit zurückliegenden Zeiten in nahem Kulturaustausch mit einem zivilisierten Volke gestanden hätten, dessen Spuren dann später infolge eines völligen Herabstiegs wieder ganz verschwunden wären<sup>1</sup>. Jener Wedda, der einmal einem Europäer sagte: das ganze Land war unser, bevor die Singhalesen kamen, wird wahr gesprochen haben.

Im Glauben haben sich die Wedda immerhin in jedem Sinne dem fremden Einflusse gefügt. Nicht allein der Glaube an den Geist Gale Deviya, dem man in der mit dem Ehrennamen Großmutter ausgezeichneten Kiry-Amma noch eine Gattin zugesellt hat, hat sich durchgesetzt und erhalten, sondern es ist ihm, was in der Regel schwerer hält, auch ein eigener Fest- und Dienstbrauch gewidmet worden. Ihm zu Ehren werden Tänze aufgeführt, bei denen der Tänzer das Symbol

<sup>1</sup>) Parker, *Ancient Ceylon, an account of the aborigines and of part of early civilization* (1909) 177, 191, 96 f., 93.